

ÖIF-FORSCHUNGSBERICHT

Tschetscheninnen und Tschetschenen in Österreich

Leben und Integration

2023

Herausgeber: Österreichischer Integrationsfonds

Impressum

International Centre for Migration Policy Development (ICMPD)

Gonzagagasse 1, 1010 Wien
www.icmpd.com

Projekt- und Autor:innen-Team dieses Berichts:

Veronika Bilger, Martin Hofmann, Jelena Jokic-Bornstein, Jainaba Kurz,
Sabrina Luimpöck, Meike Palinkas, Bernhard Perchinig, Sandra Sacchetti,
Manfred Zentner.

Die vorliegende Publikation ist durch die freundliche Unterstützung zahlreicher Institutionen und Einzelpersonen ermöglicht worden.

Die Autor:innen bedanken sich bei:

- allen Personen tschetschenischer Herkunft, die sich an der Studie beteiligt haben
- den Kooperationspartner:innen, die die Durchführung von Gruppendiskussionen und Interviews ermöglicht haben

Medieninhaber, Herausgeber, Redaktion und Hersteller:

Österreichischer Integrationsfonds –
Fonds zur Integration von Flüchtlingen und MigrantInnen (ÖIF)
Schlachthausgasse 30, 1030 Wien
T: +43 1 710 12 03-0 | mail@integrationsfonds.at

Verlags- und Herstellungsort:

Schlachthausgasse 30, 1030 Wien

Grundlegende Richtung:

wissenschaftliche Publikation zu den Themen Migration und Integration

Offenlegung gem. § 25 MedienG: Sämtliche Informationen über den Medieninhaber und die grundlegende Richtung dieses Mediums können unter www.integrationsfonds.at/impressum abgerufen werden.

Haftungsausschluss:

Die Inhalte dieses Mediums wurden mit größtmöglicher Sorgfalt recherchiert und erstellt. Für die Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität der Inhalte wird keine Haftung übernommen.

Weder der Österreichische Integrationsfonds noch andere an der Erstellung dieses Mediums Beteiligte haften für Schäden jedweder Art, die durch die Nutzung, Anwendung und Weitergabe der dargebotenen Inhalte entstehen.

Sofern dieses Medium Verweise auf andere Medien Dritter enthält, auf die der Österreichische Integrationsfonds keinen Einfluss ausübt, ist eine Haftung für die Inhalte dieser Medien ausgeschlossen. Für die Richtigkeit der Informationen in Medien Dritter ist der jeweilige Medieninhaber verantwortlich.

Die Beiträge dieser Publikation geben die Meinungen und Ansichten der Autoren wieder und stehen nicht für inhaltliche, insbesondere politische Positionen der Herausgeber oder des Österreichischen Integrationsfonds.

Urheberrecht:

Alle in diesem Medium veröffentlichten Inhalte sind urheberrechtlich geschützt. Ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Urhebers ist jede technisch mögliche oder erst in Hinkunft möglich werdende Art der Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Verwertung untersagt, sei es entgeltlich oder unentgeltlich.

Dieser ÖIF-Forschungsbericht wurde in Österreich auf PEFC-zertifiziertem Papier aus nachhaltig bewirtschafteten Wäldern gedruckt.



Gedruckt nach der Richtlinie des Österreichischen Umweltzeichens „Druckerzeugnisse“, Gerin Druck GmbH, UW-Nr. 756

Executive Summary

Ziel der vorliegenden Studie ist es zu untersuchen, welche individuellen und übergeordneten Faktoren die Lebensperspektiven von Tschetschen:innen in Österreich im Hinblick auf ihre soziale, Bildungs- und berufliche Integration bestimmen. Durch die Rekonstruktion tschetschenischer Lebenswelten soll die subjektive Perspektive der Zielgruppe in den Blick genommen und das Verständnis für die Sichtweisen ihrer vor allem jungen bzw. weiblichen Angehörigen vertieft werden. Insgesamt nahmen 33 Personen mit tschetschenischer Migrationsgeschichte an der Studie teil, und teilten ihre Erfahrungen im Rahmen von Einzelinterviews und Gruppendiskussionen.

Als Methode der qualitativen Sozialforschung ermöglichen lebensweltliche Analysen einen Blick hinter die Betrachtung rein quantifizierbarer Größen, wie sie statistische Erhebungen bieten. Sie versuchen dabei, soziale Phänomene und Prozesse von innen heraus zu verstehen und hinsichtlich der individuellen Perspektive der Beteiligten herauszuarbeiten. Als Expert:innen ihrer eigenen Situation können die Letztgenannten Einblicke in Sichtweisen, Einstellungen und soziale Prozesse geben, wie sie durch keine andere Informationsquelle erhoben werden kann. Vor diesem methodischen Hintergrund soll die vorliegende Studie einen vertiefenden Beitrag zu bestehenden quantitativen und qualitativen Forschungsergebnissen zu Integration und Lebenswelten von Tschetschen:innen in Österreich bieten. Sie will dabei nicht zuletzt einer gesellschaftlichen Gruppe eine Stimme verleihen, die regelmäßig den Eindruck gewinnt, nicht immer hinreichend selbst zu Wort zu kommen.

Konkret befasst sich die Untersuchung mit den Sphären familiäres Umfeld und Geschlechterrollen, Schule und Ausbildung, Arbeit und Beruf, Soziales Umfeld, Sichtweisen und Werthaltungen. Wie bei anderen gesellschaftlichen Gruppen auch zeigen sich die Lebenswelten und -erfahrungen der Beteiligten als durchaus vielschichtig und divers. Von einer spezifischen tschetschenischen Lebenswelt in Österreich kann nur eingeschränkt und unter Berücksichtigung der immanenten Vielfalt gesprochen werden. Lebensbedingungen,

Erfahrungen und Sichtweisen der Beteiligten unterscheiden sich dabei nach der jeweiligen Flucht- und Migrationsbiografie, der Aufenthaltsdauer in Österreich, der Zugehörigkeit zu Erster oder Zweiter Generation, nach Geschlecht, Religiosität und dem Bildungshintergrund.

Dennoch zeigt sich auch eine Reihe von Gemeinsamkeiten. In den Lebenswelten aller Beteiligten spielt die Familie bzw. Kernfamilie eine überragende Rolle, sowohl als emotionaler Bezugspunkt als auch als wichtigste soziale Ressource in der Lebensgestaltung. Ein komplexes System tradierter Wertvorstellungen und Verhaltensweisen wirkt in den Alltag und bestimmt mitunter, was als „richtige“ Lebensführung verstanden werden soll. Das bezieht sich auch auf spezifische Geschlechterrollen und Positionen innerhalb der Familie, die aber zwischen den Generationen zunehmend hinterfragt und Veränderungsprozessen unterzogen werden. Die junge Generation ist bestrebt, sorgfältig zwischen sozialer Kontrolle, externen Erwartungen und eigenen Aspirationen zu navigieren.

Für manche Beteiligte spielt die Religion und daraus resultierende Verpflichtungen in der Lebensführung eine zentrale Rolle, beide gelten vornehmlich als Angelegenheit des Privaten bzw. der individuellen Spiritualität. Bestimmte religiöse Gebote, wie das Tragen des Kopftuches oder die Pflichtgebete, werden dann konsequent verfolgt und können vor allem am Arbeitsplatz auf Unverständnis stoßen und zu Ausgrenzung führen.

Bildungsaspirationen sind vielfach hoch, vor allem unter den beteiligten Frauen, lassen sich aufgrund von Sprachproblemen und fehlendem Wissen um Anforderungen und Eigenheiten des österreichischen Bildungs- und Ausbildungssystems nicht immer verwirklichen. Die Lebenswelt Schule wird oft als fremd oder sogar feindselig erfahren. Es zeigt sich auch hier eine gewisse Distanz zu staatlichen Stellen und Behörden, die weniger durch Ablehnung als durch fehlende Berührungspunkte und unterschiedliche Erfahrungen hervorgerufen wird. Insbesondere junge Menschen könnten

von zielgerichteter Betreuung und Begleitung mit spezifischer interkultureller Kompetenz besonders profitieren. Im Zusammenhang mit Zukunftshoffnungen und -wünschen wird das Potenzial der Lehrausbildung für eine erfolgreiche ökonomische Teilhabe oft unterschätzt, ebenso wie die Wichtigkeit von formellen Bildungsabschlüssen für die spätere Erwerbskarriere. Das ist auch bedeutsam, weil Beruf und Erwerbstätigkeit von den erwachsenen Beteiligten als zentrale Orte erfolgreicher wirtschaftlicher und sozialer Integration erlebt werden. Auf dem Arbeitsmarkt ist De-qualifikation allerdings ebenso ein Problem wie die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie.

Das gilt umso mehr für eine gesellschaftliche Gruppe, die nur über schwache soziale Netzwerke und geringe finanzielle Mittel zur Kinderbetreuung verfügen kann. Im Falle der Erwerbsbeteiligung tschetschenischer Frauen und Mädchen, decken sich Herausforderungen und mögliche Antworten weitgehend mit jenen für Frauen mit Fluchterfahrungen insgesamt. Gezielte und begleitende Berufsberatung,

Förderung von Spracherwerb und Sprachpraxis, Erwerb von IT-Nutzer:innen-Kenntnissen, Sichtbarmachen informell erworbener Kompetenzen, Empowerment, Sicherstellung von räumlicher Mobilität und umfassende Kinderbetreuung sind die mittlerweile wohl-bekanntesten Maßnahmen, die je nach Aufenthaltsdauer und Bedarf auch den tschetschenischen Frauen in Österreich helfen würden. Einen zusätzlichen vielversprechenden Ansatz stellt die Modularisierung von Ausbildungsangeboten dar. Gerade Frauen können aufgrund familiärer Verpflichtungen und fehlender materieller und Netzwerkressourcen die Voraussetzung für eine lineare Ausbildung nur schwer erfüllen. Ihnen würden modularisierte Ausbildungsangebote, bei denen Kursmodule und Prüfungen den linearen Ausbildungsweg ersetzen, den Zugang zu einer qualifizierten Ausbildung und damit auch einer höherwertigen Erwerbstätigkeit erleichtern. Von entsprechenden Angeboten würden aber auch die jungen männlichen Schulabbrecher profitieren, denen die vorliegende Studie ebenfalls begegnete.



Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	3
2	Konzeptuelle Hintergründe	4
2.1	Das Konzept der Lebenswelt.....	4
2.2	Sozialkapital, kulturelles Kapital und Habituskonzept	6
2.3	Die (Wieder-)Entdeckung sozialer Milieus.....	8
3	Forschungsstand: Tschetschen:innen in Österreich – Spezifika und Herausforderungen	12
3.1	Unterdrückung, Trauma, Identität	12
3.2	Tradition und Wandel	13
3.3	Öffentliche Wahrnehmung: Stigmatisierung und Ausgrenzung	16
3.4	Zwischen Abgeschlossenheit und Teilhabe	17
4	Methode und Forschungsdesign	18
4.1	Qualitative Einzelinterviews.....	19
4.2	Gruppendiskussionen	19
4.3	Auswertung	20
4.4	Überblick über die an der Studie beteiligten Personen.....	20
5	Lebenswelt im Fokus: Realitäten, Erfahrungen und Bedürfnisse.....	22
5.1	Das familiäre Umfeld: Beziehungen, Dynamiken und Veränderungen	22
5.2	Schule und Ausbildung: Strukturen, Herausforderungen und Chancen.....	37
5.3	Arbeit und Beruf: Erfahrungen, Perspektiven und Wünsche	46
5.4	Soziales Umfeld, Sichtweisen und Werthaltungen	53
6	Zusammenfassung und Schlussfolgerung.....	72
6.1	Das familiäre Umfeld: Aufklärung und Anerkennung generationaler Dynamiken.....	72
6.2	Die Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitswelt: Stigmatisierung überwinden und Chancengleichheit fördern	74
6.3	Soziales Umfeld, Sichtweisen und Werthaltungen	78
7	Literaturverzeichnis	80



1 Einleitung

Die Bevölkerung mit tschetschenischer Migrationsgeschichte in Österreich wird auf 30.000 bis 40.000 Personen geschätzt¹. Die meisten Tschetschen:innen waren während und nach dem zweiten Tschetschenienkrieg (1999–2009) als Flüchtlinge nach Österreich gekommen (Kuschej et al., 2018; Forstner et al., 2019) und Österreich hat heute, nach Frankreich, die zweitgrößte tschetschenische Community Europas (Vatchagaev, 2016). Dabei handelt es sich um eine vergleichsweise junge Bevölkerungsgruppe, die sich fast zu gleichen Teilen aus Frauen und Männern zusammensetzt (Forstner et al., 2019: 57) und je nach Zeitpunkt des Zuzugs nach Österreich Unterschiede in Bezug auf Bildungs- und Berufserfahrung aufweist (Gangl et al., 2009; Hosner et al., 2017). Trotz ihrer Bedeutung als wichtige Einwanderungsgruppe ist die Forschungslage zu Tschetschen:innen in Österreich insgesamt sehr begrenzt.

Das Ziel der vorliegenden Studie war es zu untersuchen, welche individuellen und übergeordneten Faktoren die Lebensperspektiven von Tschetschen:innen im Hinblick auf die soziale, Bildungs- und berufliche Integration bestimmen. Dabei sollte vor allem die subjektive Perspektive der Tschetschen:innen in den Blick genommen werden und so das Verständnis der Lebenswelten und -perspektiven von vor allem jungen bzw. weiblichen Angehörigen der Zielgruppe vertieft werden. Ein lebensweltlicher Ansatz erscheint dann als sinnvoll, wenn subjektbezogenen Faktoren eine hohe Relevanz in Integrationsprozessen zugestanden wird und den entsprechenden Einstellungen, Sichtweisen und typischen Handlungsweisen von Migrant:innen Stimme und Raum gegeben werden sollen. Aus der Verschiebung der Forschungsperspektive hin zum Individuum ergibt sich gleichzeitig aber auch die Schwierigkeit, subjektbezogene Faktoren in ihrer Vielschichtigkeit zu erfassen und in eine sinnvolle Beziehung zu objektiven Faktoren zu setzen.

Das erste inhaltliche Kapitel (Kapitel 2) widmet sich den theoretischen Grundlagen und der konzeptuellen Einordnung. Anschließend bietet Kapitel 3 einen Einblick in kontextspezifische Hintergründe, Zusammenhänge und Herausforderungen der Integration von Tschetschen:innen in Österreich, wie sie in der Forschungsliteratur diskutiert werden. Kapitel 4 beschreibt Methode und Forschungsdesign. Kapitel 5 erläutert die Erfahrungen und Einschätzungen der an der Studie Teilnehmenden aus der unmittelbaren Lebenswelt, insbesondere in den Bereichen der familiären

¹ Die zahlenmäßige Bestimmung der Bevölkerung mit tschetschenischer Migrationsgeschichte in Österreich ist nur indirekt möglich, da Tschetschen:innen Staatsangehörige der Russischen Föderation sind oder bereits österreichische Staatsangehörige. Existierende Schätzungen beruhen daher auf Sekundäranalysen von Asyl- und Fremdenrechtsstatistiken, die entweder die Verbindung von Staatsangehörigkeit und Aufenthaltsstatus bzw. Einwanderungszeitraum erlauben oder den Geburtsort miteinbeziehen. Damit lassen sich allerdings keine Rückschlüsse auf die in Österreich geborenen Nachkommen oder eingebürgerte Personen ziehen (Kuschej et al., 2018; Forstner et al., 2019).



Umwelt, der Bildungs- und Ausbildungswelt, der Arbeitswelt, dem außerfamiliären sozialen Umfeld sowie zentraler Sichtweisen und Werthaltungen. Das abschließende Kapitel 6 fasst wesentliche Aspekte aus den empirischen Teilen zusammen, die den Integrationsprozess der Teilnehmenden fördern oder behindern können, und zieht integrationspolitisch relevante Schlussfolgerungen.

2 Konzeptuelle Hintergründe

2.1 Das Konzept der Lebenswelt

Als eine Methode der qualitativen Sozialforschung ermöglicht die lebensweltliche Analyse durch die Betrachtung individueller Fälle in ihrem spezifischen Kontext, den Blick auch hinter die Betrachtung rein quantifizierbaren Größen zu lenken, wie sie statistische Erhebungen bieten. Sie kann keinen Anspruch auf Repräsentativität ihrer Stichprobe für eine Gesamt- oder Teilpopulation erheben und ihre Ergebnisse erlauben keine Rückschlüsse auf gesamte Gruppen. Solche Schlussfolgerungen sind mittels qualitativer Methoden niemals möglich, diese zielen vielmehr darauf ab, soziale Phänomene und Prozesse von innen heraus zu verstehen und unterschiedliche Wahrnehmungen und Strategien aus der individuellen Perspektive von im Rahmen der Forschung interviewten Personen herauszuarbeiten. Als Expert:innen ihrer eigenen Situation können diese Einblicke in Sichtweisen, Einstellungen und soziale Prozesse geben, wie sie durch keine andere Informationsquelle erhoben werden kann (Hofmann et al., 2015: 71). Einen besonderen zusätzlichen Nutzen erzielt die qualitative Forschung als Instrument der Vertiefung von Ergebnissen, die aus quantitativen Untersuchungen mit repräsentativen Stichproben gewonnen wurden. Letztere erlauben zwar eine Verallgemeinerung ihrer Ergebnisse, können aber der Komplexität von Lebenswirklichkeiten in der Regel keinen umfassenden Raum geben. Vor diesem Hintergrund versteht sich auch die vorliegende Studie vor allem als eine vertiefende Arbeit zu bestehenden quantitativen, aber auch qualitativen Forschungsergebnissen zu Integration und Lebenswelten von Tschetschen:innen in Österreich. Dem Integrationskonzept von Ager und Strang (2008) folgend werden „Integrationsprozesse“ dabei als Interaktion zwischen strukturellen Rahmenbedingungen und persönlichem Handlungsspielraum und Handlungskompetenz und -bereitschaft verstanden.

Wo immer möglich, verwenden die Studienabschnitte bestehende Forschungsergebnisse als Ausgangspunkt, setzen diese in Beziehung zu den Aussagen der Interviewpartner:innen und versuchen gleichzeitig, den Forschungsstand erweiternde Aspekte herauszuarbeiten und systematisch darzustellen. Dabei sollte immer versucht werden, den Blickwinkel von Angehörigen der Zielgruppe angemessen einzubeziehen, nicht nur um einer der Stärken der qualitativen



Sozialforschung Raum zu geben, sondern auch um einer gesellschaftlichen Gruppe eine Stimme zu verleihen, die regelmäßig den Eindruck gewinnt, nicht hinreichend selbst zu Wort zu kommen.

Die unterschiedlichen Dimensionen des Lebensweltkonzeptes

Im Zentrum aller lebensweltlichen Forschung steht die Betonung der Relevanz der subjektiven Perspektive in der Wahrnehmung und Gestaltung sozialer Wirklichkeit. Seinen Ursprung hat der Begriff der „Lebenswelt“ in der Philosophiegeschichte des frühen 20. Jahrhunderts und der Kritik an einem Wissenschaftsverständnis, das nach unbedingter Objektivität strebe und die Rolle des beobachtenden Subjektes für das Ergebnis der Beobachtung weitgehend vernachlässige. Beobachtung geschehe aber immer vor einem subjektiven Wahrnehmungshintergrund, der von sozialen, kulturellen und individuellen Prägungen der bzw. des Wahrnehmenden abhängt (Kraus, 2006: 119). In den 1940er-Jahren griff der Soziologe Alfred Schütz den Begriff der „Lebenswelt“ wieder auf und integrierte ihn in seine „Soziologie des Alltags“. Die Lebenswelt ist die subjektiv wahrgenommene Welt eines Menschen. Sie umfasst jenen Bereich des Lebens, den wir Menschen tagtäglich und unausweichlich erleben, in dem wir handeln und den wir, ermöglicht und eingeschränkt durch Strukturen, Hindernisse und das Handeln anderer Menschen, selbst verändern können. Schließlich ist die Lebenswelt auch der Lebensbereich, wo wir als Menschen mit anderen Menschen kommunizieren und zusammenwirken, wo Sichtweisen und Werte entstehen oder sich verändern und wo typische Handlungs- und Interaktionsmuster die Möglichkeiten der individuellen Lebensgestaltung bestimmen (Schütz & Luckmann, 1984: 25).

Ungeachtet der Betonung der subjektiven Perspektive umfasst das lebensweltliche Konzept aber auch die nicht subjektiven und strukturellen Faktoren der Welt, in der ein Mensch lebt. Letztere bilden die sogenannten Lebenslagen, sprich alle äußeren materiellen und immateriellen Lebensbedingungen eines Menschen. Sie umfassen etwa die Arbeitssituation, die Verfügbarkeit materieller Mittel und Güter, Ausbildungs- und Wissensstand, körperliche Verfasstheit, geografische Verortung und Wohnraum oder das Milieu und soziale Umfeld. Die Lebenswelt ist dann die subjektive Wahrnehmung und Deutung der objektiv zur Verfügung stehenden Lebenslage. Für die Art und Weise, in der sich ein Mensch innerhalb von Lebenslage und Lebenswelt verortet und bewegt, entwickelte die Soziologie in den 1990er-Jahren ein weiteres Begriffspaar, nämlich jenes von „Lebensstil“ und „Lebensführung“. Lebensstile bezeichnen dabei „beständige Verhaltens- und Selbstdarstellungsmuster“, durch die sich Menschen individuelle Identität verleihen, mit denen sie ihren Alltag organisieren und die sie von Angehörigen anderer sozialer Gruppen abgrenzen (Scholl & Hage, 2004: 9). Beim Begriff der Lebensführung geht es dann um die mehrheitlich praktischen Aspekte der Lebensgestaltung. Lebensführung bezeichnet die Summe aller Tätigkeiten in den Lebensbereichen Familie, Beruf, Schule, Bildung, Freizeit, Religionsausübung, in kulturellem Leben, sozialer und politischer Partizipation etc. (ebd.: 16).



Schlussendlich lassen sich dann noch „Lebensperspektiven“ bestimmen, definiert als individuelle Aussichten eines Menschen bzw. kollektive Aussichten einer sozialen Gruppe auf eine erfolgreiche oder weniger erfolgreiche Teilnahme an zentralen sozialen und ökonomischen Prozessen wie Schule und Bildung, Ausbildung und Arbeitsmarkt oder kulturelle und soziale Teilhabe. Lebensperspektiven ergeben sich einerseits aus dem Zugang zu bzw. der Zuteilung von Lebenschancen und Gelegenheiten, andererseits aber auch durch die Befähigung des Individuums, Chancen zu ergreifen und Gelegenheiten zu realisieren. Entsprechendes Human- und Sozialkapital wird dabei nicht zuletzt durch die jeweilige Lebenswelt bestimmt, in die Individuen und soziale Gruppen eingebettet sind (Hofmann et al., 2015: 13).

Lebenswelt, Lebenslage, Lebensstil, Lebensführung und Lebensperspektiven sind gleichzeitig auch zentrale Determinanten in individuellen bzw. gruppenbezogenen Integrationsprozessen. Subjektive Einstellungen und Handlungsmuster, Formen der Identitätsbildung, Selbstverortung und Selbstdarstellung sowie die individuell und strukturell bedingten Spielräume im Zugang bzw. Nichtzugang zu Lebenschancen werden den Integrationsverlauf von Individuen und Gruppen immer entscheidend bestimmen.

2.2 Sozialkapital, kulturelles Kapital und Habituskonzept

Soziale Ungleichheit wurde nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem zentralen Thema der soziologischen Forschung, wobei die meisten Arbeiten speziell Einkommens- und Bildungsunterschiede als zentrale Analyse Kriterien nutzten. Vor allem in der amerikanischen Soziologie gewannen in den 1960ern zusätzlich die Aspekte der Hautfarbe („race“) und ethnischen Herkunft („ethnicity“) zunehmend an Bedeutung. Die soziale Herkunft und nicht nur das Einkommen entscheidet über die Ressourcen, die die Gesellschaft in die Bildung der Kinder investiert, deutlich mit (Loury, 1976). Glenn C. Loury prägte den Begriff „Sozialkapital“ als Beschreibung der durch unterschiedliche soziale Herkunftskontexte und ein unterschiedliches soziales Umfeld entstehenden unterschiedlichen Chancen für den Erwerb von Bildung und stellte ihn dem gängigen Humankapitalbegriff gegenüber, der die Ursachen für die unterschiedlichen Bildungswege der verschiedenen ethnischen Gruppen nicht berücksichtigte.

In Europa wurde der Sozialkapitalbegriff vor allem durch die Arbeiten von Pierre Bourdieu bekannt. Bourdieu bettete den Begriff in eine breite Analyse sozialer Ungleichheit ein und unterschied drei unterschiedliche Kapitalarten (Bourdieu, 1983: 188 f.):

- ökonomisches Kapital, das durch Akkumulation von Besitz, aber auch durch bezahlte Arbeit gebildet wird
- soziales Kapital (Sozialkapital), das auf „Beziehungsarbeit“ beruht, die als materieller (Geschenke, Hilfeleistungen) und immaterieller Tauschakt (Kommunikation, emotionale



Unterstützung, Informationen) verstanden wird, als Produkt von Investitionen in persönliche Beziehungen

- kulturelles Kapital, das auf (Zeit-)Investitionen in die Aneignung von Wissen und Fähigkeiten beruht. Bourdieu unterscheidet hier weiter zwischen „inkorporiertem kulturellem Kapital“ als Resultat der Primär- und Sekundärsozialisation, „objektiviertem kulturellem Kapital“ als Besitz kultureller Güter und „institutionalisiertem kulturellem Kapital“ als Besitz von Ausbildungstiteln, die den Zugang zu Statuspositionen regeln.

In Summe bilden diese drei Kapitalsorten das symbolische Kapital, über das eine Person verfügt. Dieses symbolische Kapital ist die Grundlage der gesellschaftlichen Anerkennung einer Person. Sozialkapital ist dabei eine individuelle Ressource, die umso größer ist, je ausgedehnter das Netz der sozialen Beziehungen ist, über die eine Person verfügt, und je mehr ökonomisches, kulturelles oder symbolisches Kapital die Personen im Netzwerk besitzen: „Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (Bourdieu, 1983: 190 f.).

Nicht jede soziale Beziehung zählt jedoch für Bourdieu zur Kategorie „Sozialkapital“, sondern nur Beziehungen, die auf Tauschakten beruhen. Daher ist für den Aufbau von Sozialkapital die Ressourcenausstattung der teilnehmenden Personen entscheidend: Um auf eine Gabe mit einer Gegengabe erwidern zu können, braucht es ein ähnliches Niveau verfügbarer Ressourcen, ungleiche Ressourcenausstattung reduziert die Chance der Aufrechterhaltung einer Tauschbeziehung. Soziale Netzwerke verknüpfen daher vor allem Personen mit ähnlichen Ressourcenniveaus und ähnlichem kulturellem Kapital und schließen sich meist auch räumlich voneinander ab. „Kapitalschwache“ Personen haben somit weniger Chancen, in ein Netzwerk „kapitalstarker“ Personen aufgenommen zu werden: Beziehungsnetzwerke tendieren zu sozialer Geschlossenheit (Gefken, 2012: 7).

Dieses Ungleichgewicht der Kapitalarten ist im Migrations- und Fluchtcontext besonders bedeutsam. Kulturelles Kapital bezieht sich auf einen soziokulturellen Raum, in dem es Gültigkeit hat. „Inkorporiertes kulturelles Kapital“ umfasst die Kommunikationssprache, aber auch die ungeschriebenen Regeln schichtspezifischen gesellschaftlichen Verhaltens und das Wissen um die Interpretation kultureller Codes. Mit dem Verlassen des Referenzraums verlieren dieses Kapital, aber auch die institutionell erworbenen Zertifikate, das „institutionalisierte kulturelle Kapital“, deutlich an Wert. Das Gleiche gilt für das soziale Kapital – die im Herkunftsland erworbenen sozialen Beziehungen und die soziale Anerkennung haben im Zielland der Flucht meist keinen umsetzbaren Wert.



Mit dem migrations- bzw. fluchtbedingten Ressourcenverlust wird aber auch der Aufbau von neuem Sozialkapital schwierig: Der Austauschprozess, der nach Bourdieu das Sozialkapital kennzeichnet, ist mit Personen der gleichen Herkunftsgruppe bedeutend leichter zu realisieren als mit der alteingesessenen Bevölkerung. Letzterer entsteht auch nicht von selbst, sondern braucht einen Anstoß und Unterstützung von außen.

Das symbolische Kapital bestimmt die Gesamtheit des individuellen Verhaltensspektrums, das im Begriff „Habitus“ zusammengefasst wird. Das Konzept des „Habitus“ bezieht sich auf die tief verwurzelten und verinnerlichteten Dispositionen, Überzeugungen, Werte und Einstellungen, die individuell im Sozialisierungsprozess erworben werden und in einem gewissen Sinn die Grenzen des für die Einzelnen vorstellbaren Verhaltens bilden. Der „Habitus“ prägt die Wahrnehmungen, Gedanken und Handlungen des Einzelnen und steuert sein Verhalten und seine Entscheidungen in einem bestimmten sozialen Kontext, bestimmt also den Lebensstil, der aufgrund des vorhandenen symbolischen Kapitals realisiert werden kann.

Basierend auf einer repräsentativen quantitativen und qualitativen Erhebung erklärt Bourdieu in seinem Hauptwerk „Die feinen Unterschiede“ (1979), wie sich Gruppen durch Unterschiede in Konsum und Gestus von den jeweils niedrigeren Schichten abgrenzten und warum Menschen mit ähnlichem sozialen Hintergrund oft auch einen ähnlichen Lebensstil wählen. Staatliche Interventionen, soziale Unterschiede durch das Bildungssystem abzubauen, scheitern nach Bourdieu an der familieninternen Weitergabe kulturellen Kapitals und Wissens um Unterscheidungsmerkmale. Mit dieser Analyse sprengte Bourdieu die damals noch dominanten Klassen- und Schichtkonzepte und öffnete die Gesellschaftsanalyse für die Bedeutung von kulturellem Kapital und Lebensstilunterschieden und bereitete damit den Weg für die später entwickelten empirischen Milieustudien vor.

2.3 Die (Wieder-)Entdeckung sozialer Milieus

In den 1970er- und 1980er-Jahren wuchs in West- und Mitteleuropa die Nachfrage nach empirischer Markt- und Meinungsforschung. Das empirische Datenmaterial zu politischen Einstellungen und gesellschaftlichen Fragestellungen verwies, im Gegensatz zu den Annahmen der Klassen- und Schichttheorie, auf eine zunehmende Differenzierung der Einstellungen der Befragten mit weitgehend ähnlichen sozioökonomischen Lebensumständen. Die in den Daten sichtbare Auflockerung der traditionellen Schichtstruktur hat etablierte Klassen- und Schichtmodelle infrage gestellt. Das Interesse richtete sich zunehmend auf Unterschiede und Ungleichheiten innerhalb der gleichen Schichten. In den 1980ern gewann das Konzept der „sozialen Lagen“ in der Soziologie Oberhand, das die Berufsposition und Bildung (vertikale Unterschiede) mit Geschlecht, Alter und Region (horizontale Unterschiede) ergänzte (Geißler, 2016: 100). Allerdings ging auch die Analyse der sozialen Lagen davon aus, dass sozioökonomische und soziokulturelle Lebensbedingungen,



insbesondere Berufsposition und Bildungsstand, die Grundlage für die horizontale Lebensstil-differenzierung bilden.

Neben der universitären Diskussion der neuen Milieutheorie waren die vom Sinus-Institut für Markt- und Wahlforschung entwickelten „Sinus-Milieus“ zentral für die Entwicklung der empirischen Milieuforschung. Angesichts der nachlassenden Erklärungskraft traditioneller Klassen- und Schichtmodelle in der Markt- und Wahlforschung untersuchten sie das Freizeitverhalten sowie die Wünsche, Einstellungen und Werthaltungen, um die „Lebenswelt“ zu erforschen. Dabei lag die Überzeugung zugrunde, „dass eine Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit, die sich nicht objektiv messen lässt – nur über die Erfassung des Alltagsbewusstseins der Menschen gelingen kann“ (Flaig & Barth, 2018, in vhW 2021: 6). Die umfragebasierten Sinus-Milieus basieren auf der Idee, dass die Gesellschaft aus verschiedenen sozialen Milieus besteht, die sich durch gemeinsame Wertvorstellungen, Lebensstile und Konsumverhalten auszeichnen. Anders als die traditionelle Sozialstrukturanalyse, die die Bevölkerung entlang ähnlicher sozio-ökonomischer Lebenslagen differenzierte, bilden subjektive Wertorientierungen und Lebensstile die Grundlage für die Milieutheorie. Soziale Milieus „fassen (dabei) Menschen zusammen, die sich in Lebensauffassung und Lebensweise ähneln, die also gleichsam ‚subkulturelle Einheiten‘ innerhalb der Gesellschaft bilden.“ (Flaig et al., 1992: 641; zit. in Geißler, 2016: 101). Das aktuelle Sinus-Sociovision-Modell umfasst zehn verschiedene Milieus, die sich an den Rändern überschneiden. Der Sinus-Milieu-Ansatz wurde inzwischen nicht nur in verschiedenen Ländern angewandt, sondern auch zur Analyse bestimmter Bevölkerungsgruppen (Mahne-Bieder & Hilpert, 2016). Die letzte Milieustudie zu Österreich stammt aus 2012 und zeigt ein mit Deutschland weitgehend vergleichbares Bild. Für die vorliegende Studie besonders relevant ist die Analyse der Sinus-Migrantenmilieus in Deutschland, die erstmals 2008 (Sinus Sociovision 2008) durchgeführt und 2018 wiederholt wurde.²

Die Sinus-Migrantenmilieus

Die Sinus-Migrantenmilieus-Studie aus dem Jahr 2017 basierte auf einer repräsentativen Stichprobe von insgesamt 2.053 Personen in Deutschland, die aus der Gesamtheit der migrantischen Bevölkerung mit gesicherter Aufenthaltsberechtigung gezogen wurde (vhW, 2018). Für Österreich wurden bisher noch keine Sinus-Migrantenmilieus erstellt. Migrationsgeschichte und gegenwärtige Migrationssituation in Deutschland und Österreich weisen aber eine ganze Reihe von Parallelen auf: Gastarbeitermigration der 1960er- und 1970er-Jahre, spontane und zahlenmäßig signifikante Fluchtbewegungen aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens in den 1990er-

² Im Rahmen des KIRAS-Forschungsprogramms wurde für das Projekt Migration-TIES eine Sinus-Milieuanalyse in Bezug auf die migrantische Bevölkerung angekündigt. Das Projekt endete im Juni 2022, ein Endbericht mit der angekündigten Analyse liegt jedoch nicht vor. Siehe: <https://projekte.ffg.at/projekt/3804733>; <https://www.migrationtief.at>



Jahren, neuerlicher Anstieg von Flüchtlingszahlen aus neuen Ursprungsländern. Dennoch zeigen die Zuwanderungsmuster nach Deutschland und Österreich auch Unterschiede. Im Rahmen des KIRAS-Forschungsprogramms wurde für das Projekt Migration-TIES eine Sinus-Milieuanalyse in Bezug auf die migrantische Bevölkerung angekündigt. Das Projekt endete im Juni 2022, ein Endbericht mit der angekündigten Analyse liegt jedoch nicht öffentlich vor³.

Gesamt gesehen identifizierte die genannte Studie zehn verschiedene Milieus mit den folgenden Charakteristika (vhw 2018, 55 f.):

- Beim *statusbewussten Milieu* handelt es sich um aufstiegsorientierte Menschen mit traditionellen Wurzeln, die durch Leistung und Zielstrebigkeit materiellen Wohlstand und soziale Anerkennung erreichen wollen, ohne die Bindung zur Herkunftswelt aufzugeben.
- Das *traditionelle Arbeitermilieu* umfasst etablierte Arbeitsmigrant:innen, die nach materieller Sicherheit und Anerkennung streben und sich ohne spezifische Ansprüche angepasst haben.
- Das *religiös verwurzelte Milieu* ist archaisch-patriarchalisch geprägt und sozial wie kulturell weitgehend isoliert. Seine Mitglieder verbleiben in den alten religiösen Traditionen des Herkunftslands, die dort möglicherweise gar nicht mehr gelten, ziehen sich vom Kontakt mit der Mehrheitsgesellschaft zurück und leben ein Familienleben nach den alten Traditionen des Herkunftslandes.
- Das *prekäre Milieu* besteht zumeist aus Unterschichtangehörigen, die um Identität und Teilhabe kämpfen, sich ausgeschlossen und benachteiligt fühlen und ausgeprägte Ressentiments und Zukunftsängste haben.
- Das *konsum-hedonistische Milieu* ist ein freizeitorientiertes Unterschichtmilieu mit einem ausgeprägten Bewusstsein, zu den „Underdogs“ der Gesellschaft zu gehören, und kompensiert dies mit der Suche nach Spaß, Unterhaltung und Konsum bei gleichzeitiger Verweigerung der Leistungsansprüche der Mehrheitsgesellschaft.
- Die *bürgerliche Mitte* umfasst die leistungs- und anpassungsbereite Mitte der migrantischen Bevölkerung, die sich mit den gegebenen Verhältnissen identifiziert, sozial akzeptiert werden und in Ruhe und materiell abgesichert leben will.
- Das *adaptiv-pragmatische Milieu* ist optimistisch, leistungs- und familienorientiert, technikaffin mit realistischen Zielvorstellungen und starker Teilhabeorientierung.

³ Siehe: <https://projekte.ffg.at/projekt/3804733> ; <https://www.migrationties.at/>



- Das *experimentalistische Milieu* umfasst spaß- und szeneorientierte Menschen mit Distanz zum Mainstream, Experimentierbereitschaft und einem Fokus auf dem Leben im Hier und Jetzt.
- Das *Milieu der Performer* umfasst gut ausgebildete und global denkende Menschen mit hoher Technik- und ICT-Affinität und hohen Einkommens- und Konsumansprüchen.
- Das *intellektuell-kosmopolitische Milieu* umfasst die erfolgreiche migrantische Bildungselite mit liberaler und postmaterieller Orientierung und einem multikulturellen Selbstverständnis.

Etwa ein Drittel der Migrant:innen zählt zur bürgerlichen Mitte, dem statusbewussten Milieu und dem adaptiv-pragmatischen Milieu, etwa ein weiteres Viertel zu den Performern und dem intellektuell-kosmopolitischen Milieu und 10 % zum traditionellen Arbeitermilieu. Das prekäre Milieu und das konsum-hedonistische Milieu umfassen 15 %, 6 % zählen zum religiös verwurzelten Milieu. Damit befindet sich die überwiegende Mehrheit der Migrant:innen in Milieus der Modernisierung und Neuorientierung, während knapp 30 % in traditionellen Milieus verbleiben (vhw 2018, 17).

Innerhalb der zugewanderten Bevölkerung gibt es eine große Vielfalt an Lebensstilen und Orientierungen. Die in Deutschland lebenden Migrant:innen weisen vergleichbare Differenzierungen auf wie die alteingesessene Bevölkerung und können keineswegs als homogene Gruppe angesehen werden. Die identifizierten zehn unterschiedlichen Milieus unterscheiden sich in ihren Lebenswelten, Wertebildern und Integrationsniveaus, was auf eine fortsetzende Pluralisierung innerhalb der migrantischen Bevölkerung hinweist (vhw, 2018).

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass sich die migrantischen Milieus weniger nach ethnischer Herkunft als nach ihren Wertvorstellungen und Lebensstilen unterscheiden. Faktoren wie ethnische Zugehörigkeit, Religion und Zuwanderungsgeschichte beeinflussen zwar die Alltagskultur, sind aber nicht milieuprägend und auf Dauer nicht identitätsstiftend. Menschen mit unterschiedlichem Migrationshintergrund, aber gleicher Milieuzugehörigkeit verbindet mehr miteinander als mit dem Rest ihrer Landsleute aus anderen Milieus. Merkmale wie ethnische Zugehörigkeit, Staatsbürgerschaft, Bildung oder Einkommen können die Vielfalt der Grundorientierungen und der Integrationsrealität deutlich schlechter erklären als der Milieuansatz. Ähnlich wie bei der alteingesessenen Bevölkerung überwiegt auch bei den Migrant:innen die Orientierung in Richtung moderner Milieus. In Teilen der traditionell geprägten und der Unterschicht zugehörigen Milieus finden sich jedoch deutliche Integrationsschwierigkeiten und eine Ablehnung der Moderne und der Individualisierung sowie eine Abkehr von der Mehrheitsgesellschaft. Insgesamt gesehen ist jedoch die Integrationsbereitschaft stark ausgeprägt. Die



Sinus-Migrantenmilieus weisen auf einen deutlich fortschreitenden Integrationsprozess der Mehrheit der Migrant:innen hin, während sich gleichzeitig die traditionellen Milieus stärker nach innen orientieren. Eine differenzierte Milieuanalyse zeigt, dass die in der Forschung häufig vorzufindende Fokussierung auf ethnische Zugehörigkeit oder Herkunft als Erklärungsvariablen – oft kritisch als „ethnic lensing“ bezeichnet (Scholten et al., 2022) – irreführend sein kann und die Erkenntnis sozialer Zusammenhänge eher verdeckt als befördert.

Ebenso wie in der „Mehrheitsgesellschaft“ finden sich auch bei Migrant:innen ausgeprägte soziale Differenzierungen entlang von Einstellungen, Werten, Lebensstilen und Orientierungen, die quer zur ethnischen Zugehörigkeit oder Herkunft liegen, während ethnische Kategorien oft zu einem „Othering“ – der Konstruktion von Gruppenzugehörigkeit aufgrund von unhinterfragten Kategorien – führen. Die folgende Studie fokussiert daher auch auf die Binnendifferenzierung unter den Studienteilnehmenden aus der Gruppe der tschetschenischen Zugewanderten und will dadurch zu einem besseren Verständnis der Lebenssituation und Orientierung dieser in der Öffentlichkeit oft als monolithisch wahrgenommenen Gruppe beitragen.

3 Forschungsstand: Tschetschen:innen in Österreich – Spezifika und Herausforderungen

Obwohl Tschetschen:innen in Österreich eine wichtige Einwanderungsgruppe darstellen, ist die Forschungslage begrenzt. Es gibt nur wenige aktuelle qualitative Studien, in denen Tschetschen:innen selbst zu Wort kommen (Karla, 2012; Luimpöck, 2018; Preyser, 2012; Szczepannikova, 2012; Trojer, 2014). Zudem existieren kaum Publikationen von tschetschenischen Autor:innen selbst. Die eingeschränkte Forschungslage wird vor allem darauf zurückgeführt, dass die tschetschenische Community als schwer zugänglich gilt – eine in der Literatur häufig angesprochene Hürde. Die Gefahr der Verallgemeinerung eingeschränkter Forschungsergebnisse ist folglich groß. Daher sollte beim Folgenden immer mitbedacht werden, dass die österreichische tschetschenische Community durch ein hohes Maß an Fragmentierung in Bezug auf ihr sozio-ökonomisches Profil, ihre politischen und/oder religiösen, sozialen und ökonomischen Einstellungen gekennzeichnet ist (Gangl et al., 2009) und die gemachten Aussagen eher individuelle als allgemeine Gültigkeit haben.

3.1 Unterdrückung, Trauma, Identität

Im Mittelpunkt der Analysen über Tschetschenien und seine Bevölkerung steht häufig ein Narrativ des Kampfes gegen äußere Bedrohung und Unterdrückung (Johnson, 2009). In jüngster Geschichte war Tschetschenien Schauplatz von zwei Kriegen mit Russland, die Hunderttausende Tote gefordert und eine noch größere Zahl zur Flucht gezwungen hatten. Nach Auflösung der Sowjetunion Ende 1991 erklärte Tschetschenien als eine der ersten ehemaligen Sowjetrepubliken



die Unabhängigkeit. Den Unabhängigkeitsbestrebungen waren jahrhundertelange Kämpfe gegen den russischen bzw. sowjetischen Machtanspruch vorangegangen. Die Widerstandstradition und das Überleben als „ethnische Gruppe“ „in einer langen Verfolgungsgeschichte unter dem zaristischen, sowjetischen und postsowjetischen Russland“ (Schmidinger & Schinnerl, 2009: 16) war dabei nicht zuletzt dem starken inneren – auch repressiven – Zusammenhalt durch die spezifische Teip-Ordnung zu verdanken, einer auf Verwandtschaftsverhältnissen beruhenden pränationalen Ordnung regional dominierender Clanstrukturen, die Familien und Großfamilien in einem definierten Territorium vereint (Luchterhandt, 2000: 191). Komplexe tschetschenisch-russische und innertschetschenische Auseinandersetzungen resultierten 1994 in einer militärischen Intervention Russlands. Rivalitäten und blutige interne Auseinandersetzungen führten 1999 schließlich in den zweiten „Tschetschenienkrieg“, der von schweren Menschenrechtsverletzungen geprägt war. Zehntausende Tschetschen:innen flohen zunächst ins benachbarte Inguschetien und nach Georgien und schließlich auch nach Westeuropa (Langthaler, 2009: 165). Erst 2009 wurde von der damaligen russischen Führung der „Anti-Terror-Status“ für die Region aufgehoben und Tschetschenien verblieb Teil des russischen Staatenverbandes.

Bis heute definiert sich das tschetschenische Selbstverständnis, zumindest jenes im Exil, durch die politische Konfrontation mit Russland. Die Auswirkungen des Kampfes gegen Fremdherrschaft und die beiden Kriege in Tschetschenien hatten eine tiefgreifende Wirkung auf das gesellschaftliche Gefüge. Gescheiterte Versuche der Neugestaltung einer fragmentierten, zunehmend radikalisierten, politischen und sozialen Ordnung führten zu einer Kultur generellen Misstrauens, sowohl nach außen als auch nach innen, die in den Exilgemeinden weiterbesteht. Identität und Loyalität scheinen auch im heutigen Tschetschenien vor allem mit der Ebene von Clans oder Familien verknüpft (Gendron, 2009; Souleimanov, 2014). Gleichzeitig ist gut dokumentiert, dass die Erfahrungen von Krieg, Gewalt, Folter und Flucht über Generationen hinweg wirken und weitreichende individuelle und kollektive Belastungsfolgen nach sich ziehen können (Preitler, 2013; Kvedaravicius, 2008; Raubisko, 2011; Sipos 2019).

3.2 Tradition und Wandel

In der Literatur wird das genannte soziokulturelle Erbe der Tschetschen:innen als eine spezifische Herausforderung in Integrationsprozessen genannt. Traditionelle gesellschaftliche Organisationsformen sind durch Krieg, politische Wirren und das Leben im Exil unterbrochen worden bzw. für immer verloren, traditionelle Rollenbilder und Werte geraten in Konflikt mit einer neuen Wirklichkeit (ÖIF, 2022: 3). Neben den Kriegsfolgen werden dabei auch die traditionellen Ordnungsstrukturen nordkaukasischer Regionen genannt, die nicht zuletzt durch die demografischen Folgen der Kriege als soziales Gefüge unterminiert wurden (Adensamer, 2012: 27; Mereu, 2002), gleichzeitig aber im (gescheiterten) Staatsbildungsprozess auch in besonderer Weise wiedererstarkten. Diese beziehen sich vor allem auf drei ineinandergreifende soziale



Institutionen: die traditionell demokratische *Teip*-Ordnung, das damit verknüpfte informelle Normen- und Wertesystem (*Adat*) und das spezifisch tschetschenische Bekenntnis zum Islam (Luchterhandt, 2000: 191 ff.). Soziale und strukturelle Beziehungen innerhalb der tschetschenischen Gemeinschaften werden dabei häufig unter Verweis auf ein komplexes Netzwerk von sozialen Bindungen beschrieben. Dieses Netzwerk umfasst die Kernfamilie, Großfamilie, Familienzweig(e), Clans und Großclans (Schmidinger & Schinnerl, 2009: 14; Chereji & Sandu, 2021: 7). Besonders bedeutsam scheint dabei die Clanorientierung, die *Teip*-Organisation, die als „grundlegende soziale Organisationsform [...] mehrere Siedlungen und Verwandtschaftsgruppen“ vereint (Schlichting, 1995: 47), wobei sich die Loyalität auf Basis gemeinsamer Vorfahren auch über geografische Grenzen hinaus erstrecken konnte (Chereji & Sandu, 2021: 7). Die Zugehörigkeit zu einem der *Teips* gilt als bedeutendes Identitätsmerkmal und spielt eine wichtige Rolle bei der Bestimmung von Beziehungen, Netzwerkstrukturen und Verhalten, wobei sich auch Angehörige außerhalb ihres angestammten Landes ihrem jeweiligen *Teip* durchaus verpflichtet fühlen (Strasser, 1998: 15; Adensamer, 2012: 26). Jeder *Teip* regelt dabei seine Traditionen und seine Angelegenheiten autonom (Layton, 2014: 68–69) und wird durch seinen jeweiligen von Männern gewählten und besetzten Rat der Ältesten begleitet (Adensamer, 2012: 26; Brandstetter, 2010: 8), der alle für die Gemeinschaft wichtigen Fragen behandelt, Streitigkeiten beilegt und bei Auseinandersetzungen – auch zwischen den verschiedenen Clans – problemlösend und schlichtend tätig wird (Luchterhandt, 2000: 192 ff.; Schmidinger & Schinnerl, 2009: 16; Jaimoukha, 2005).

In Bezug auf relevante Gemeinschaftsnormen stehen vor allem die *Adat*-Traditionen und das islamische Recht im Vordergrund, die, trotz oder gerade aufgrund ihrer Unterdrückung während der sowjetischen Herrschaft (Luchterhandt, 2008: 245 ff.), als zentrale Verhaltensleitlinien gelten (ebd., Malek, 2008). *Adat*-Traditionen regeln das gesellschaftliche Leben und die Beziehungen zwischen den Angehörigen eines *Teip* und sind entscheidend für die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung. Jeder und jede Einzelne trägt eine hohe Verantwortung für die Wahrung der Ehre seiner/ihrer Familie (Layton, 2014: 69). Das Normen- und Wertesystem, das auf einem ausgeprägten Ehrenkonzept beruht, gilt als stark diszipliniert, sieht eine patriarchale Gesellschaftsordnung, strikte Trennung des Öffentlichen und Privaten, strikte Geschlechtertrennung und ein traditionelles Familienmodell vor. Väter sind angehalten, ihren Söhnen sowohl Werte wie Fürsorge für die zukünftige Familie, Respekt für die Mütter und Älteren, Großzügigkeit, persönliche und körperliche Stärke zu vermitteln (Layton, 2014: 95–97; Souleimanov, 2014: 6), als sie auch in die Aufgabe einzuweisen, den Frauen ihre Bedeutung als Trägerinnen der Familienehre bewusst zu machen (Dietrich, 2009: 222; Souleimanov, 2014: 7; ÖIF, 2022: 26–31). Frauen stehen damit traditionell unter dem Schutz ihrer männlichen Familienangehörigen und sind weitgehend auf die private Sphäre des Haushalts und der Familienarbeit verwiesen. Gleichzeitig waren Frauen



aber immer auch am Produktionsprozess beteiligt, ab der Sowjetzeit auch zunehmend außerhalb berufstätig und, während des Tschetschenienkrieges von 1994 bis 1996, mitunter als angesehene Kämpferinnen in Gefechte involviert (Schmidinger & Schinnerl, 2009: 17).

Andere Bereiche, die sowohl im Gewohnheitsrecht als auch im islamischen Recht geregelt sind – wenn auch zuweilen sehr unterschiedlich –, umfassen die verschiedensten Aspekte des Familien- und Erbrechts (Adensamer, 2012). In den 1990er-Jahren gewann die Religion als Mittel der Abgrenzung gegenüber dem russischen Gegner und als Unterstützung in Zeiten von Verlust und Gewalt zunehmend an Bedeutung. Die „Perestroika“⁴ hatte zu einer Liberalisierung der Religionspolitik geführt. Dies zog mehr Religiosität im Alltag und die Wiedereröffnung religiöser Institutionen nach sich. Der Islam wurde in Tschetschenien schließlich zur Staatsreligion erklärt (Cremer, 2023; Luchterhandt, 2000: 201 ff.).

Neben dem Glauben war auch die Großfamilie eine wichtige Stütze während der beiden Kriege und die patriarchale Gesellschaftsordnung wurde als ein Garant für den Erhalt der ethnischen Gruppe angesehen (Szczepanikova, 2012: 482). Die tschetschenische Gesellschaft gründet sich, wie andere Gesellschaften Zentralasiens (Sadyrbek, 2018), auf einen Rechtspluralismus, in dem das Gewohnheitsrecht und das islamische Recht – wie es in Tschetschenien praktiziert wird – und das staatliche russische Recht sich gegenseitig beeinflussen. Die informelle Koordinierung in der Anwendung ist eher breit ausgelegt und in vielen Aspekten widersprechen sich die alternativen Rechtsordnungen auch (Adensamer, 2012). Bisher gibt es nur vereinzelt empirische Analysen darüber, inwiefern die skizzierten sozialen Normen im Rahmen von Flucht und Migration mittransportiert bzw. wie sie ins Leben im Exil eingepasst werden (Elliesie et al., 2019). Eine norwegische Studie zeigt weitgehend Akzeptanz und Vertrauen von zugewanderten Tschetschen:innen in das staatliche Rechtssystem Norwegens auf. In der Zusammenschau mit den sich wandelnden, traditionellen und religiösen Identitätskonstruktionen fand die Studie ein verstärktes Bemühen, Rechtspluralismus nur innerhalb der vom nationalen, norwegischen Recht gesetzten Grenzen zu leben (Sugaipova & Wilhelmsen, 2021). Heute bekennen sich fast alle Tschetschen:innen zum sunnitischen Islam und zu den Sufi-Traditionen. Im Gegensatz zur „sowjetischen Generation“, der es möglich war, Vorteile traditioneller, tschetschenischer Sozialstrukturen mit den Möglichkeiten des sowjetischen Systems zu vereinen, und für die religiöse Regeln untrennbar mit der tschetschenischen Tradition verbunden waren, fällt es der

⁴ Der politische Leitbegriff Perestroika (Umgestaltung), geprägt von Michail Gorbatschow in den 1980er-Jahren, war ein zentraler Schritt zur Umstrukturierung von Politik und Gesellschaft in der Sowjetunion (UdSSR). Ihr Ziel war es, das zentralistische Führungssystem zu reformieren und die politischen und wirtschaftlichen Strukturen umfassend zu verändern. 1989 verkündete Gorbatschow Religionsfreiheit für alle Sowjetbürger:innen und gestand den Sowjetrepubliken mehr politische Eigenständigkeit zu, wodurch einigen Republiken die Umsetzung ihrer Autonomiebestrebungen möglich wurde (Demokratiewebstatt, Parlament der Republik Österreich).



Kriegs- und Nachkriegsgeneration schwerer, sich in verschiedenen Ordnungen zurechtzufinden. Sie suchen in externen Quellen nach ihrem Weg zur Religion. Dabei bietet die Identifikation mit einem puristisch, salafistisch, geprägten Islam auch Stabilität und Anerkennung, stößt aber mitunter auf Missbilligung der älteren Generation (Szczepanikova, 2012: 485; Krampfl, 2010: 78). Das Ausleben radikalerer Interpretationen deutet dabei auch auf eine Abgrenzung zu den älteren Familienmitgliedern und deren praktizierte Glaubensrichtung hin (Hofinger & Schmidinger, 2017: 14), dies auch vor dem Hintergrund, dass die traditionellen Gesellschaftsregeln als vergleichsweise einschränkender empfunden werden als die religiösen (Adensamer, 2012). Innerhalb der tschetschenischen Communitys werden diese Tendenzen kontrovers diskutiert. Je nach Ausgangsposition werden sie als entweder emanzipatorisch oder aber als Bruch mit den traditionellen Werten und Normen betrachtet (Szczepanikova, 2012). Die wissenschaftliche Literatur ist sich nicht einig darüber, wie die Bedeutung traditioneller sozialer Strukturen in der heutigen tschetschenischen Gesellschaft zu interpretieren sei. Während einige Akteur:innen aus modernistisch-nationalistischer Perspektive argumentieren, dass die Betonung von Clanstrukturen, Ältesten- und Adat-Traditionen vor allem dazu diene, ein rückständiges Bild zu konstruieren, um den kolonisierenden Einfluss Russlands zu rechtfertigen, schreiben andere diesen Elementen eine wichtige Rolle bei der Aufrechterhaltung einer nationalen Identität und im Bestreben nach nationaler Autonomie – insbesondere aus dem Exil – zu. Insgesamt bleibt die Bedeutung dieser Elemente für die tschetschenische Gesellschaft ein kontroverses Thema, das von verschiedenen Akteur:innen unterschiedlich interpretiert wird (Ten Dam, 2020: 221–224).

3.3 Öffentliche Wahrnehmung: Stigmatisierung und Ausgrenzung

Die Diskussion der öffentlich-medialen Wahrnehmung von Tschetschen:innen in (West-)Europa verweist regelmäßig auf das Erbe der von Stereotypen geprägten russisch-tschetschenischen Beziehungen. So griff die russische Propaganda im Narrativ der Terrorismusbekämpfung während der beiden „Tschetschenienkriege“ auf abwertende Bilder der „skrupellosen“ Kämpfer der sowjetischen Berichterstattung zurück (Schmidinger & Schinnerl, 2009: 20; Karla, 2012: 24 f.; Albert, 2023: 18). Auch in (West-)Europa ist das öffentliche Bild von Personen mit tschetschenischer Migrationsgeschichte von solch überwiegend negativen Stereotypen geprägt. In Österreich ist die Berichterstattung über Tschetschen:innen vor allem auf ihre männlichen Vertreter ausgerichtet und auf Berichte über aggressive und kriminelle Handlungen fokussiert (Lauß, 2016). Kriminologische Untersuchungen belegen allerdings nicht unbedingt, dass Tschetschen:innen deutlich krimineller sind als andere Bevölkerungsgruppen. Eine für den Zeitraum zwischen 2002 und 2017 durchgeführte Untersuchung zur Kriminalität von Tschetschen:innen in Österreich (Kuschej et al., 2018) zeigt, dass vor allem arbeitslose, männliche Jugendliche mit geringen Schulbildungsabschlüssen einem erhöhten Kriminalitätsrisiko ausgesetzt sind. Gemessen an den polizeilichen Anzeigen weisen diese auch die höchste Kriminalitätsbelastung unter allen Alterskohorten aller Nationalitäten aus. Jedoch werden etwa drei Viertel der



polizeilichen Anzeigen gegen sie eingestellt oder sie werden schlussendlich freigesprochen, was auch darauf hindeuten könnte, dass die vorhandenen Stereotype den Anzeigedruck erhöhen (Kuschej et al., 2018: 98). Migrationsexpert:innen verorten das Problem „wie bei anderen Migrant:innengruppen [...] bei schlecht ausgebildeten, sozial marginalisierten und männlichen Jugendlichen. [...] Die besonders ‚integrations-skeptische‘ Sichtweise auf die Gruppe der Tschetschen:innen dürfte dadurch begründet sein, dass das Image dieser Gruppe von Anfang an besonders schlecht war [...] und deviantes Verhalten von Jugendlichen auffällt, hohe mediale Aufmerksamkeit erfährt und dadurch das schon ursprünglich schlechte Image in der Öffentlichkeit immer wieder reproduziert.“ (ÖIF, 2022: 6). Demgegenüber zeigt eine in Wien im Jahr 2019 durchgeführte Umfrage unter 707 „Wiener:innen muslimischer Prägung“ im Alter zwischen 17 und 24, dass gerade junge Tschetschen:innen vermehrt Ausgrenzung aufgrund von Herkunft, Kultur, Sprache und Religion vor allem in der Schule, aber auch im öffentlichen Raum wahrnehmen, was sich nicht zuletzt auf das Selbstbild, den Selbstwert und das Zugehörigkeitsempfinden auswirke (Güngör et al., 2019: 36 f.). Solche Bilder und Erfahrungen verstärken zwei Dynamiken: Kuschej et al. (2018) beschreiben, wie insbesondere junge Männer sich stark mit dem Bild des „harten Tschetschenen“ identifizieren, nicht zuletzt auch, um Status und Anerkennung innerhalb jugendlich-migrantischer Subkulturen zu erlangen. Dabei greifen sie gewissermaßen auf das Bild des kampferprobten und furchtlosen tschetschenischen Freiheitskämpfers zurück, das sich „aus dem, von den Jugendlichen meist nicht mehr aktiv erlebten, gewaltsamen historischen Konflikt zwischen russischer Zentralregierung und autonomer Republik Tschetschenien in den 1990er Jahren [sic!]“ (Kuschej et al., 2018: 25) speist. Andere nehmen Vorurteile gegenüber ihren Landsleuten als Stigma wahr und distanzieren sich davon, einschließlich drastischer Maßnahmen wie durch den Verzicht bzw. Wechsel ihres Vor- und/oder Nachnamens (ebd.). Tschetschenische Arbeitssuchende vermeiden die Angabe ihres Hintergrundes bei Bewerbungen, tschetschenische Unternehmer:innen verbergen ihre ethnische Zugehörigkeit, indem sie ihre Unternehmen als „osteuropäisch“ oder auch „russisch“ bewerben (Kobzeva, 2022: 46 f.).

3.4 Zwischen Abgeschlossenheit und Teilhabe

In der Migrationsforschung ist die positive Rolle migrantischer Communitys als Vermittler zwischen Ankommenden und der neuen Aufenthaltsgesellschaft gut dokumentiert. Sie tragen dazu bei, sich in der neuen Umgebung emotional, aber auch ganz praktisch zurechtzufinden, indem sie Ressourcen und Netzwerke bereitstellen, die hinsichtlich Orientierung, Arbeit, Wohnen, Bildung und anderen integrationsrelevanten Bereichen unterstützten können (Kindler et al., 2015). Im Vergleich zu anderen Migrant:innen-Gruppen fällt das Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlingen und Vertriebenen grundsätzlich schwerer, da sie in der Regel über keine offizielle Vertretung bzw. gut ausgebaute Migrant:innen-Organisationen oder -Netzwerke verfügen und vor dem Hintergrund der politischen Konflikte oft intern gespalten sind. Das gilt auch für die



Tschetschen:innen in Österreich, wo politische Konfliktlinien das Binnenverhältnis der Exilbevölkerung nachhaltig beeinflussen und spalten (ÖIF, 2022: 21).

In Österreich sind Organisationen der tschetschenischen Community, die eine Rolle der Vertretung und Selbstorganisation einnehmen könnten, vergleichsweise jung (Kobzeva, 2022: 115). Trotz der relativ kurzen Einwanderungsgeschichte beschreibt die Fachliteratur die Etablierung von Netzwerken, die sonst nur bei Gruppen mit langer Migrationstradition zu finden seien (Langthaler, 2009: 165), allerdings fehlten in der Öffentlichkeit sichtbare „lebensweltliche Strukturen“ weitgehend (Luimpöck, 2018: 61). Neben zahlreichen privaten und unternehmerischen Initiativen verstehen sich einige Organisationen als Repräsentant:innen der säkularen Exilregierung, ihre Tätigkeit ist auf politische Mobilisierung und die Organisation kultureller Veranstaltungen ausgerichtet. Daneben gründeten sich unterschiedliche Ältestenräte für Tschetschen:innen, die traditionelle Wege der Mediation und Konfliktlösung in Österreich zu etablieren versuchten, sowie der kaukasische Frauenrat mit einem Schwerpunkt auf Frauen- und Mädchenberatung. Allerdings führt die politische Situation in Tschetschenien auch zu gesellschaftlichen Schließungsprozessen bei im Ausland lebenden Tschetschen:innen (ÖIF, 2022: 21). Zwischen 2001 und 2020 waren 16 in Europa aufhältige Aktivist:innen ermordet worden, davon zwei in Österreich (Brickner, 2018; Feininger, 2020). Im Dezember 2021 startet eine Offensive gegen Kritiker:innen innerhalb der Exilgemeinden durch die willkürliche Verhaftung Dutzender in Tschetschenien verbliebener Verwandter. Diese Bedrohungslage verstärkte das Misstrauen zwischen den politischen Lagern und führte dazu, dass viele Tschetschen:innen aus Sicherheitsgründen ein zurückhaltendes und unauffälliges Leben anstreben und bei der Auswahl ihrer Sozialkontakte ausgesprochen vorsichtig sind (ÖIF, 2022: 6). Nach Rochowansky greifen solche Schließungsprozesse auch auf die historische Erfahrung einer abgeschotteten Gemeinschaft in einem partikularistischen Russland zurück, die „von beiden Seiten begrüßt wurde“ (ebd.: 26). Probleme werden daher auch im Exil tendenziell eher innerhalb der eigenen Gruppen gelöst. Das Anrufen staatlicher Institutionen hat keine Tradition, da von diesen keine Unterstützung oder Sicherheit zu erwarten war, sondern das Gegenteil. Laut Heß bedeute dies aber nicht eine grundsätzliche Nichtidentifikation mit der Aufenthaltsgesellschaft, sondern sei vielmehr auch das Ergebnis der spezifischen, repressiven Gemeinschaftserfahrungen mit staatlichen und nicht-staatlichen Akteur:innen. Erfahrungen, denen durch Sensibilisierung und Vertrauensaufbau begegnet werden sollte (ÖIF, 2022: 20–21).

4 Methode und Forschungsdesign

Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie zielte auf die Rekonstruktion von Lebenswelten (junger) Tschetschen:innen in Österreich vor dem Hintergrund spezifischer Herausforderungen und institutioneller Rahmenbedingungen ab. Methodisch stützt sich die Studie daher auf ein



exploratives Forschungsdesign, das es ermöglichen sollte, die subjektive Perspektive der Zielgruppe zu erschließen. Nach einer umfangreichen Auswertung der Sekundärliteratur wurden qualitative Interviews und Gruppendiskussionen mit der Zielgruppe geführt. Die Datenerhebungsphase erstreckte sich über einen Zeitraum von etwa 6 Monaten, von Juli bis Dezember 2022. Insgesamt nahmen 33 Personen mit tschetschenischem Migrationshintergrund an der Studie teil. Die meisten Interviews fanden auf Deutsch statt, einige wurden auf Russisch geführt. Alle Einzelinterviews und Gruppendiskussionen wurden von erfahrenen und projektspezifisch geschulten Expert:innen durchgeführt. Basierend auf der Überlegung, dass sich regionale Unterschiede in den strukturellen Rahmenbedingungen zeigen und Einfluss auf die Lebenswelt der jeweils dort ansässigen Menschen haben, wurde die Erhebung in insgesamt vier österreichischen Bundesländern durchgeführt: Niederösterreich, Oberösterreich, der Steiermark und Wien, wobei die Interviewten mitunter auch längere Zeit in anderen Bundesländern wohnhaft gewesen waren und diese Erfahrungen somit auch in die Erzählungen einfließen.

4.1 Qualitative Einzelinterviews

Insgesamt wurden 19 Einzelinterviews mit Tschetschen:innen durchgeführt. Das Ziel der Methode war es, individuelle Erfahrungen, Sichtweisen und Entscheidungsmotive zu beleuchten. Als methodischer Ansatz wurde das problemzentrierte Interview gewählt, das es erlaubt, die subjektiven Wahrnehmungen und Erfahrungen zu einem bestimmten Problemkomplex herauszustellen (Witzel, 1989). Die zentralen Themenfelder der Interviews bezogen sich auf Sozialisationsinstanzen, insbesondere die Erfahrungen im familiären Umfeld, im Bildungs- und Ausbildungsumfeld, auf dem Arbeitsmarkt, hinsichtlich des sozialen Umfeldes und in Bezug auf individuelle Sichtweisen und Werthaltungen. Durch die Betrachtung einzelner Fälle in ihrem spezifischen Kontext ermöglicht die qualitative Herangehensweise, den Blick über rein quantifizierbare Größen zu lenken. Dabei geht es nicht darum, Rückschlüsse auf die gesamte Gruppe zu ziehen. Vielmehr zielt die qualitative Methode darauf ab, soziale Phänomene und Prozesse aus der „Innenperspektive“ heraus zu verstehen und unterschiedliche Betrachtungen aus der Sicht des Individuums herauszuarbeiten. Von zentraler Bedeutung für die Analyse waren damit die lebensweltlichen Erfahrungen, deren Wahrnehmung und Bewertungen, aber auch individuelle Strategien zur Positionierung in der österreichischen Gesellschaft.

4.2 Gruppendiskussionen

Ergänzend zu den Einzelinterviews wurden drei Gruppendiskussionen durchgeführt. Die Gruppendiskussionen dienten nicht der Wissensabfrage, sondern vielmehr dem Austausch innerhalb der Gruppe zu verschiedenen Themen. In der Jugend- und Migrationsforschung hat sich das Modell der „kollektiven Orientierungsmuster“ (Bohnsack, 2010) bewährt. Es geht davon aus, dass Gruppen oder Milieus über ein gemeinsames implizites Wissen verfügen, das zu einem gemeinsamen Erleben und Verstehen führt. Dieses gemeinsame Wissen kann in Gruppendiskussionen auf



dynamische Weise zum Ausdruck gebracht werden. Während der Diskussion beziehen sich die Teilnehmenden aufeinander, ergänzen einander oder widersprechen sich. Dadurch wird ihre spezifische Erlebenswelt deutlich. Diese Diskussionen finden vor einem gemeinsamen, spezifischen Erfahrungskontext statt, der quasi „ihre Welt“ bildet (ICMPD, 2019a). Die Dynamik, die während der Gruppendiskussion entsteht, soll ein umfassenderes Bild davon zeichnen, wie die Jugendlichen ihre Lebenswelt interpretieren und wie sie sich darin bewegen (Bohnsack, 2010).

Insgesamt nahmen 14 männliche Jugendliche tschetschenischer Herkunft im Alter von 16 bis 19 an den Gruppendiskussionen teil. Fast alle wurden in Österreich geboren bzw. waren bereits in einem sehr jungen Alter nach Österreich eingewandert. Die Gruppen setzten sich aus bestehenden Freundesgruppen zusammen. Alle drei Diskussionen fanden in einem den Jugendlichen vertrauten Umfeld statt und wurden mittels eines Leitfadens von einem sozialwissenschaftlich geschulten und mit der Zielgruppe grundsätzlich vertrauten Moderator auf Deutsch durchgeführt.

4.3 Auswertung

Zunächst wurden die Aufzeichnungen der Einzelinterviews und Gruppendiskussionen transkribiert und wo notwendig übersetzt. Mithilfe einer computergestützten Datenanalysesoftware (MaxQDA) wurden die Transkripte anschließend theoriegeleitet und induktiv kodiert (Witzel, 1996) und mittels qualitativer Inhaltsanalyse (Mayring, 1997) analysiert. Um sicherzustellen, dass höchstmögliche Anonymität der Interviewten gewahrt bleibt, wurde darauf verzichtet, die einzelnen Zitate den konkreten Interviews und Gruppendiskussionen zuzuordnen. Dies wurde aus forschungsethischen Gründen und auf Wunsch der Interviewpartner:innen so entschieden, da durch die Angabe des Alters, Bildungsabschlusses oder des Ortes, an dem die jeweiligen Interviews stattfanden, Rückschlüsse auf die Identität der Interviewten möglich wären.

4.4 Überblick über die an der Studie beteiligten Personen

Von den insgesamt 33 Interviewten waren 17 Männer und 16 Frauen. Die Mehrzahl der an dieser Studie Teilnehmenden lebten in Wien (12 Personen), in der Steiermark (9 Personen), in Niederösterreich und Oberösterreich (je 6 Personen). Sie waren im Alter von 16 bis 59 Jahren. Die meisten von ihnen kamen bereits im Kindesalter nach Österreich (1,5. Generation), insbesondere zwischen 2003 und 2007 während des zweiten Tschetschenienkrieges. Alle Teilnehmenden lebten zum Zeitpunkt des Gesprächs seit mindestens 14 Jahren in Österreich. Was den Familienstand betrifft, waren die Teilnehmenden entweder unverheiratet oder standesamtlichen und islamisch verheiratet, sechs waren geschieden oder verwitwet. Bei den Teilnehmenden mit Kindern lag die Kinderzahl zwischen ein und drei Kindern, ein Elternteil hatte vier Kinder. Die Teilnehmenden wiesen einen heterogenen Bildungsstand auf: Bis auf die diejenigen im Alter von 16 bis 19 Jahren, die zum Teil noch die Schule besuchten, verfügten alle Personen über einen Schulabschluss oder eine abgeschlossene Berufsausbildung. Die älteren hatten ihre schulische oder auch berufliche



Ausbildung in Tschetschenien abgeschlossen, während die jüngere Generation über einen österreichischen Bildungsabschluss verfügte. Sie waren in einer breiten Palette von Ausbildungsfeldern und -bereichen tätig, was auf eine vielfältige berufliche Orientierung innerhalb der Gruppe der Teilnehmenden hinweist.

Tabelle 1: Überblick über die an an der Studie beteiligten Tschetschen:innen (alle Angaben sind Selbstauskünfte)

Geschlecht	weiblich	16
	männlich	17
Alter (in Jahren)	15–25	17
	25–35	14
	35–45	0
	45+	2
Generation	1	2
	1,5	17
	2	14
Aufenthalt in Österreich (in Jahren)	min.	14
	max.	20
Ausbildung	tschetschenischer. Bildungsabschluss	3
	Pflichtschule	14
	sekundäre Ausbildung	6
	Berufsschule	8
	höhere Ausbildung	2
Arbeit	in Ausbildung	8
	erwerbstätig, berufstätig	13



	arbeitslos	10
	karenziert	2
Familienstand	ledig	19
	verheiratet	5
	nur religiös verheiratet	3
	geschieden	3
	nur religiös geschieden	1
	verwitwet	2
Partnerschaft/Ehe	endogam	10
	exogam	1
Anzahl Kinder	min.	0
	max.	4
Aufenthaltsstatus	asylberechtigt	12
	Daueraufenthalt; Rot-Weiß-Rot+	7
	österreichische Staatsbürgerschaft	4
	andere	2
	keine Angabe (aber als russische Staatsbürger:innen in Ö geboren)	8

5 Lebenswelt im Fokus: Realitäten, Erfahrungen und Bedürfnisse

5.1 Das familiäre Umfeld: Beziehungen, Dynamiken und Veränderungen

Die Familie bestimmt als erste Sozialisationsinstanz einen Großteil der erlebbaren Wirklichkeit (Lebenswelt) und spielt eine entscheidende Rolle bei der Vermittlung von Werten und Verhaltenserwartungen, die für die Gestaltung des sozialen Zusammenlebens erforderlich sind (Huinink, 2009). Familienformen unterscheiden sich jedoch in Bezug auf soziale Klasse,



Bildungsstand, ethnokulturelle und Religionszugehörigkeit oder Region. In jeder Gesellschaft findet sich daher eine Vielzahl unterschiedlicher Familienformen.

In den letzten Jahrzehnten kam es zu einer Pluralisierung der Lebens- und Familienformen. Dazu trugen auch Familien mit Migrationshintergrund und ihren heterogenen Lebenslagen bei. In Österreich waren 2022 im Jahresdurchschnitt rund 26 % der Gesamtbevölkerung (insgesamt 2,4 Millionen Personen) entweder selbst nach Österreich zugewandert oder als Kinder von Eltern mit ausländischem Geburtsort in Österreich geboren. Die sogenannte 2. Generation umfasst dabei insgesamt rund 621.000 Personen (rund 7 % der Gesamtbevölkerung und rund 24 % der Bevölkerung mit Migrationshintergrund). Rund 76 % der 2. Generation sind zwischen 0 und 29 Jahren alt (insgesamt rund 472.000 Personen, Statistik Austria, 2022a).

Die Vielfalt der regionalen und soziokulturellen Hintergründe erlaubt es folglich nicht, von „der migrantischen Familie“ zu sprechen. Die Lebenslagen der migrantischen Familien unterscheiden sich vor allem zwischen den Generationen, den Herkunftsländern – auch der Eltern –, den sozialen Milieus und der Religionszugehörigkeit.

Für das tschechische Selbstverständnis spielen Familie und kollektive Werte eine zentrale Rolle. Als ethnische Gruppe mit einer Verfolgungsgeschichte beruhte ihre Überlebensfähigkeit auf ihrem starken inneren Zusammenhalt, der durch die Familie gesichert wurde. Das Konzept der Familie erstreckt sich dabei auf die erweiterte Mehrgenerationenfamilie, auf eine Gemeinschaft gemeinsamer Vorfahren. Zentrale Werte wie elterliche Fürsorge und die Bereitstellung von Beratung und Unterstützung der Kinder stehen in enger Verbindung mit Respekt gegenüber den Älteren, Gastfreundschaft, Sippenhaft und Ehrenschatz spiegeln enge soziale Beziehungen und eine starke Solidarität wider (Lukasiewicz, 2011). Die Großfamilie war neben dem Glauben immer eine wichtige Stütze des Zusammenhalts und die patriarchale Gesellschaftsordnung und ihre Institutionen wurden als Garant für die Erhaltung der ethnischen Gruppe angesehen (Szczepanikova, 2012: 482).

Das traditionelle Gewohnheitsrecht spielt eine entscheidende Rolle beim Zusammenhalt der Gemeinschaft, indem es soziales Verhalten innerhalb der Familie, in der Gemeinschaft und in der Öffentlichkeit reguliert. Als Normen- und Wertegerüst, das auf langjährigen Traditionen und Bräuchen basiert (Cremer, 2017: 48–52), betont es die Verantwortung jedes Familienmitglieds, die Familienehre zu bewahren. Es sieht eine strikte Trennung des Privaten und Öffentlichen, eine strikte Geschlechtertrennung und ein traditionelles Familienmodell vor. Väter spielen eine entscheidende Rolle bei der Vermittlung von Werten an ihre Söhne, darunter die Fürsorge für die (zukünftige) Familie und der Respekt gegenüber den Müttern, Großzügigkeit sowie persönliche und körperliche Stärke (Gendron, 2009; Layton, 2014: 69–97). Frauen sind traditionell dem Schutz ihrer männlichen Familienmitglieder unterstellt und sind weitgehend auf die private Sphäre der



Familienarbeit festgelegt (Dietrich, 2009: 222; Brandstetter, 2010). Familienrechtliche Angelegenheiten sind traditionell sowohl im Gewohnheitsrecht wie auch im islamischen Recht geregelt, beide Rechtskorpora dienen auch als Verhaltensleitlinien für den familiären Alltag (Malek, 2008; Schmidinger & Schinnerl, 2009: 16–17).

Familien in veränderten Lebenslagen und Lebenswelten

Die Kriege und die nachfolgende Migration haben das Alltagsleben der Menschen grundlegend verändert. Familiäre Gefüge und Beziehungsstrukturen wurden stark beeinflusst und mussten wiederhergestellt werden. Frauen, die entweder allein oder mit ihren Kindern geflohen waren, litten unter dem Mangel an Schutz durch männliche Familienmitglieder wie Ehemänner, Brüder oder andere Verwandte. Gleichzeitig fehlte vor allem jungen Männern die Fürsorge und Ansprache ihrer Eltern (Lukasiewicz, 2011; Mereu, 2002). Eine an der vorliegenden Studie beteiligte Mutter beschreibt den starken Zusammenhalt ihrer erweiterten Familie als unschätzbaren Wert, insbesondere während der schwierigen Kriegszeiten und für die Sozialisation der Kinder, die zwar den Verlust des Vaters im Krieg nicht ersetzen konnte, aber half, damit umzugehen:

Ich habe sehr viel gelitten wegen der Trennung von der Heimat. Wir haben in Tschetschenien eine große Familie. Nachdem mein Mann ermordet wurde, hatte ich keinen Partner mehr, aber ich hatte eine Familie und Unterstützung von beiden Seiten – meiner eigenen Familie und auch von der Familie meines Mannes. Diesen Halt hatte ich. Meine Kinder hatten zwar keinen Vater, aber viele Vaterfiguren.

Zahlreiche Studien bestätigen den zentralen Stellenwert der Familie und familiären Lebens für den Integrationsprozess (Fernandez de la Hoz, 2002). Familiäre Beziehungen bieten Sicherheit, Geborgenheit, Werte und Orientierung. Sie dienen als Anker und unterstützen dabei, sich zurechtzufinden und die Herausforderungen zu meistern. Darüber hinaus fungiert die Familie als wichtige soziale Netzwerkressource. Familienmitglieder können als Vermittler zwischen dem individuellen Integrationsprozess und der Gesellschaft dienen (Ager & Strang, 2008):

Mein Sohn hat jetzt angefangen [...] zu arbeiten. Jedes Wochenende kommt er zurück, weil wir eine Familie sind. Ich vermisse ihn auch. [...] Der Bruder meines Mannes ist auch gestorben. Aber ich habe weibliche Verwandte. Wir sind so gute Freunde. [...] Ich bin sehr froh, dass ich die habe. Das sind so tolle Menschen. Wir haben schwierige Zeiten. Meine Kinder sind mit der Seite von ihrem Vater sehr gut verbunden. Das ist ein tschetschenischer Wert, diese Beziehungen nicht abubrechen. Gott sagt auch, das zu bewahren.

Forschungsergebnisse aus Deutschland zeigen, dass in Familien mit Migrationsgeschichte eine besondere Betonung der Wichtigkeit der Familie und enger Geschwister- und Verwandtschaftsbeziehungen besteht (Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen, 2016). Dies geht einerseits mit



solidarischen Bindungen (Nauck, 1997), andererseits mit Erziehungsstilen und engen Wertebindungen einher, die den Respekt vor Autoritätspersonen betonen (Leyendecker & Schölmerich, 2007). Gleichzeitig sei eine gewisse Ambivalenz nicht von der Hand zu weisen, wenn ein stark kollektivistisch ausgerichtetes Familienkonzept Autonomie und Freiräume einschränkt (Uslucan, 2017: 7).

Untersuchungen auf Basis von Umfragedaten zeigen ebenfalls, dass Kinder mit Migrationshintergrund im Vergleich zu Kindern ohne Migrationshintergrund ihren Eltern und Geschwistern einen höheren Stellenwert beimessen. Das gilt sowohl in Bezug auf erweiterte Familienstrukturen, Eltern-Kind-Beziehungen als auch auf die Geschwisterbeziehungen. Auf der einen Seite äußert sich dies durch die Erwartungshaltung, dass Kinder und Jugendliche ihre Eltern unterstützen, beispielsweise im Haushalt, bei der Erziehung oder bei Behördengängen. Andererseits legen Kinder und Jugendliche auch bewusst Wert darauf, ihre Zeit mit der Familie zu verbringen (Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen, 2016: 21–39). In Bezug auf Erziehungsstile und -ziele der Eltern lässt sich feststellen, dass Eltern mit Migrationsgeschichte bis zur zweiten Generation im Vergleich zu Eltern ohne Migrationsgeschichte Leistung, Selbstkontrolle, Gehorsam sowie positives Sozialverhalten stärker betonen, ab der dritten Generation besteht dieser Zusammenhang nicht mehr. Familiäre Beziehungen können auch mit Spannungen einhergehen. Alltagsbelastungen und Partnerschaftsprobleme innerhalb der Familie können zu Herausforderungen werden und familiäre Beziehungen eine Quelle von Stress und Konflikten (Kohl et al., 2015).

In den berichteten Erfahrungen wurden solche Stressoren besonders prominent von alleinerziehenden Müttern beschrieben. Zwölf der sechzehn Frauen, die von ihrer Situation berichteten, lebten mit ihren Kindern zusammen, die Kinderzahl lag zwischen eins und vier Kindern. Sechs Mütter waren als Geschiedene oder Verwitwete alleinerziehend, weitere waren mit alleinerziehenden Müttern groß geworden. Dadurch stehen sie vor besonderen Herausforderungen und Mehrfachbelastungen (Kohlenberger et al., 2022: 43 ff.), die sich in der Konsequenz auf das gesamte Familiengefüge auswirken. Sie tragen die alleinige Verantwortung für die Erziehung, den Haushalt und die finanzielle Sicherheit der Familie. Dies erfordert eine enorme physische und emotionale Belastbarkeit.

Das Familienleben steht zuweilen im Spannungsfeld zwischen Verbundenheit, Schutz und Autonomie. Die Mütter beschreiben, wie sich durch Migration Veränderungen im familiären Gefüge ergeben, die oft mit dem Verlust einer wichtigen emotionalen und praktischen Unterstützung im Alltag einhergehen. Die Erfahrungen des Krieges und die sozialen und kulturellen Unterschiede im Zusammenhang mit der Migration erschweren die Situation zusätzlich. Traditionelle Geschlechterrollen und mangelnde Unterstützung bei der innerfamiliären Neuverhandlung der Familienarbeit verstärken diese Belastungen (Luimpöck, 2018; Perchinig & Perumadan, 2023). Hinzu kommt der zusätzliche Druck, sich erfolgreich in die neue Gesellschaft



einzubinden. All diese Faktoren können letztendlich zu einer eingeschränkten Selbstfürsorge führen und Wohlbefinden und Fortkommen der Kinder nachhaltig beeinflussen:

Denn die Eltern, die hier so überfordert sind ... Ich glaube, jede Mutter hat auf ihre Art und Weise diese Schuldgefühle. Aber die tschetschenischen Mütter haben das vielleicht mehr ... weil, sie halt auch sehr leiden mussten.

Eine Mutter reflektiert exemplarisch über die „sehr, sehr harten Zeiten“ der Neuverortung, die sie mit zwei Kindern, den zahlreichen Verpflichtungen und der alleinigen Verantwortung durchgemacht hatte:

Ich erinnere mich, wie meine Kinder erzählt haben, wie sie gelitten haben [...], wie sie andere Schüler beneidet haben [...]. Wenn ich mich erinnere, tut mir das sehr leid. Jedenfalls habe ich viel gearbeitet und ich wollte überall dabei sein, dazugehören. Dadurch habe ich wenig Zeit mit den Kindern verbracht. Die haben so viel verloren [...] und niemand hat das gesehen. [...] Eltern sollen sich sofort integrieren, und die Kinder bleiben allein – mit ihren Ängsten und Problemen. [...] Ich hatte Glück, Arbeit gefunden zu haben. Aber die Familie hat so gelitten, besonders die Kinder [...], weil ich eine gute Integration für alle wollte. Das habe ich erreicht. Aber meine Kinder [...] mussten ein hartes Leben führen. [...] Er [der Sohn] hat viele Anschuldigungen geäußert, dass er so allein gelassen wurde, von mir, von diesem System.

Diese persönlichen Erfahrungen verdeutlichen die Herausforderungen, mit denen insbesondere alleinerziehende, geflüchtete Mütter konfrontiert sind, nicht zuletzt aufgrund ihres Bemühens, den Integrationserwartungen schnellstmöglich gerecht zu werden. Die Aufmerksamkeit für die Kinder kann darunter leiden, diese können unter Umständen „auf die schiefe Bahn“ geraten und es bedarf dann großer Anstrengungen, sie aus dieser Situation zu befreien und zu guten Bildungs- und Ausbildungsergebnissen zu führen. Gelingt das, so liegt das oft auch an der stabilisierenden Rolle von Geschwistern im Familiengefüge, in diesem Fall an der Tochter:

Meine Tochter war in dieser ganzen schwierigen Zeit ein Stabilisierungsfaktor. Sie hat immer gelernt. Und dadurch haben wir Familienbeihilfe bekommen. Das war gut, weil eine Zeit war mein Sohn nirgendwo. Gott sei Dank habe ich regelmäßig Familienbeihilfe für meine Tochter bekommen.

Migrationserfahrung, Generationen- und Geschwisterdynamik

Die Art und Weise, wie Eltern mit Flucht- und Migrationserfahrungen umgehen (King & Koller, 2009: 12) und sich neu verorten (Böker & Zölch, 2017), hat direkte oder indirekte Auswirkungen auf die nachfolgenden Generationen (Gogolin, 2011: 186). Dabei stellen Geschwister bedeutende Sozialisationsagenten füreinander dar. Geschwisterbeziehungen haben eigene Dynamiken und können zu starken inneren Bindungen, aber auch gegenseitiger Abgrenzung führen. Position in



der Geschwisterfolge, Geschlecht, Altersabstand oder außerfamiliäre Erfahrungen nehmen Einfluss auf diese Dynamiken. Zudem bestimmt die Familienkonstellation, welche „Rolle“ oder „Funktion“ jedes Kind in der Familie einnimmt. Insbesondere der Geburtenplatz (ältere oder jüngere Geschwister; Erstgeborene usw.) und das Geschlecht (Töchter, Söhne) spielen hier eine bedeutende Rolle (Böker & Zölch, 2017).

So berichtet beispielsweise ein ältester Sohn von seiner verantwortungsvollen Rolle als Erstgeborener unter Geschwistern, insbesondere zu Zeiten, als der Vater nicht anwesend war. Obwohl er mittlerweile einen eigenen Haushalt gegründet hat, bleibt er eng mit der Familie verbunden und steht seinen Geschwistern zur Seite. Dabei ist ihm wichtig, ein gutes Vorbild zu sein und somit auch als Bindeglied zwischen den Generationen innerhalb der Familie, aber auch nach außen zu fungieren:

Ich bin der Älteste in der Familie und bei uns ist es immer so, wenn der Vater nicht da ist oder wenn er verreist ist, ist der älteste Sohn verantwortlich für die Familie und ich muss auch schauen, wenn es da irgendetwas gibt oder wenn die mich brauchen. Das muss bei uns immer sein. Und mit der Familie ist es auch sehr gut.

Eine Mutter wiederum berichtet von der drastischen Veränderung ihrer Lebensrealität in den Familienkonstellationen und Geschlechterrollen aufgrund der Migration. Sie wuchs in einem Umfeld auf, in dem diese klar definiert waren und eine bedeutende Rolle spielten. Der Schutz durch die Brüder bedeutete aber gleichzeitig auch die Eingrenzung der eigenen Freiheit:

Ich war diese Gleichberechtigung nicht gewöhnt. Ich bin eine Schwester von älteren Brüdern. Ich war immer geschützt, aber gleichzeitig war meine Freiheit eingegrenzt. Ich bin nicht um 11 Uhr in eine Diskothek gegangen. Das durfte ich nicht. Und ich war so erzogen, dass ich das auch nicht wollte. Aber gleichzeitig haben meine Brüder immer hart im Hof, beim Hausbau gearbeitet, hart im Garten gearbeitet. Ich nie.

Die Brüder genossen also mehr Freiheiten, hatten aber auch mehr und andere Verantwortungen zu tragen. Als verheiratete Frau dann lag es an ihr, sich um das Haus und die Wohnung zu kümmern, für ein schönes Umfeld zu sorgen, zu kochen, (Familien-)Gäste zu empfangen und ein schönes Erscheinungsbild abzugeben. In ihrer aktuellen Situation änderten sich die Rollen, sie und ihre Tochter nahmen eine Arbeit an, der Sohn begann, sich selbst um seinen Haushalt zu kümmern:

... hier habe ich keinen Mann. Aber ich und meine Tochter arbeiten sehr hart. [...] Gäste habe ich [hier] nicht, wir haben keine Familienmitglieder. Wir haben uns hier gewundert. Das war etwas Neues. Jedenfalls, mein Sohn lebt allein, putzt alles selbst, wäscht alles selbst. [...] Eigentlich hat er einen Teil der Hausarbeit und vom Haushalt hier schon



übernommen. Er musste. In seiner Wohnung tut er alles. Wenn ich vorschlage, dass ich vielleicht zum Putzen komme: nein, das kann er selber.

Mit den veränderten Lebensumständen wurden Rollen und Verantwortlichkeiten neu definiert und Familienmitglieder erlebten direkt oder indirekt eine Veränderung in ihrer Lebensrealität. Dies kann sowohl positive als auch negative Auswirkungen haben. Einerseits können Eltern wie Kinder dadurch andere Formen der Selbstständigkeit entwickeln. Andererseits kann es jedoch auch zu einer Überlastung der Kinder kommen, wenn diese Rollen und Verantwortlichkeiten übernehmen, die üblicherweise den Eltern zugeschrieben werden, wie beispielsweise das Erledigen des Haushalts, die finanzielle Unterstützung, Übersetzungsdienste bei Behördengängen für die Eltern oder das Bereitstellen emotionalen Beistandes. Basierend auf eigenen Beobachtungen betont eine Teilnehmerin die Wichtigkeit, Eltern aktiv in den institutionellen Rahmen der Kinder einzubinden:

Wenn irgendwas ist, [werden] die Eltern informiert, aber oft kommen an Elternabenden oder sonst etwas die Geschwister anstatt der Eltern. Und dass man das irgendwie vielleicht auch nicht erlaubt, dass die Geschwister kommen, dass der älteste Teil dabei sein muss, dass der auch voll aufgeklärt wird, dass man auch mit den Eltern rechtzeitig, über alle wichtigen Themen, Gespräche führt. [...] Also ich weiß auch nicht, letztens hat sich herausgestellt, die Mutter wurde mehrmals geladen, da ist aber immer der Bruder gekommen. Oder der Vater wurde nie von der Mutter informiert, weil er ja so streng ist und sie nicht wollte, dass das Kind geschimpft bekommt oder sonst etwas. Also, die Kommunikation fehlt.

Ein weiteres Beispiel verdeutlicht die Rolle einer „großen Schwester“, die ihre eigenen Erfahrungen teilt und basierend darauf eine bedeutende Rolle im Leben ihrer jüngeren Schwestern außerhalb des häuslichen und schulischen Umfelds spielt. Sie fungiert als Wegbereiterin von außerhäuslichen Erfahrungen und Aktivitäten, um ihren Schwestern neue Möglichkeiten zu eröffnen, die auch ihnen ansonsten möglicherweise verwehrt geblieben wären:

Das ist eher seit ich angefangen habe zu arbeiten – sich treffen – oder generell – mit meinen Schwestern hauptsächlich – auch etwas zu unternehmen, dass wir ausgehen. Damals gab es auch finanziell nicht so die Möglichkeit. Heutzutage ist es für mich vollkommen normal. [...] Jetzt gehe ich arbeiten und wenn ich dann einmal Zeit habe, besuche ich meine Eltern und ich gehe mit meinen Geschwistern aus. Ich habe immer noch das Bedürfnis – ich glaube auch aufgrund meiner Kindheitserfahrungen –, dass ich ihnen das bieten möchte, was ich zum Beispiel nicht direkt hatte [...] auch jetzt in den Ferien zum Beispiel, hier und dort mit ihnen auszugehen, sei es eine Party, sei es das Kino, sei es irgendetwas außerhalb der Stadt, irgendwelche Ausflüge, die man mit ihnen unternehmen kann, damit sie wirklich auch etwas davon haben.



Die Aufrechterhaltung traditioneller Geschlechterrollen einer patriarchalischen Gesellschaftsordnung mit strikter Rollenteilung und einem starken Ehrenverständnis, sowohl innerhalb der Familie als auch in der Gemeinschaft oder Gesellschaft, führt mitunter zu einer sozialen Kontrolle, die für Männer und insbesondere für Frauen als belastend empfunden wird (Karla, 2012: 79). Bereits während der beiden Tschetschenienkriege veränderte sich die Rolle der tschetschenischen Frauen stark, da sie, in Abwesenheit ihrer Männer, die Verantwortung für die Versorgung und den Schutz der Familie übernommen hatten. Durch die Emigration verfestigte sich die Versorgerrolle der Frauen und Mütter weiter (Karla, 2012: 72; Szczepanikova, 2012: 476). Insbesondere ältere Männer hatten zunächst Schwierigkeiten, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen und den damit verbundenen Verlust ihres sozialen Status zu bewältigen (Luimpöck, 2018; ÖIF, 2022; Strasser et al., 2009). In einer österreichischen Studie zu Gewalterfahrungen von Frauen mit Migrationshintergrund wird eine spezifische Art von Konflikten in Zusammenhang mit der Erziehung der Kinder hervorgehoben. Da ein Elternteil negative Einflüsse und eine mögliche Entfremdung von der Herkunftskultur befürchtet, wird versucht, die Kontakte der Kinder außerhalb ihrer eigenen Gemeinschaft zu beschränken (Flotzinger et al., 2021: 12). Eine für die vorliegende Studie beschriebene Situation lässt sich in diesem Zusammenhang interpretieren. Sie verweist dabei auf familiäre Spannungsfelder hinsichtlich Geschlechterbeziehungen und Erziehungszielen. Während die Mutter offen für die Entfaltung und Unterstützung ihrer Tochter eintritt, gibt es auf der anderen Seite den Vater und seine Erwartungen an den Sohn. Diese Konstellation hat eine nachhaltige Auswirkung auf die Geschwisterbeziehung, da der Vater klare Geschlechterrollen festlegt und dem Sohn die Verantwortung für den Schutz der Schwester und der Ehre überträgt:

An so vielen Sachen [wurde ich] gehindert und so vieles durfte ich als Kind nicht machen. Es waren eben wirklich beide Seiten. Die Mama, die es mir erlauben wollte, der Vater, der es nicht erlaubt hat. Die Mama, die sich nicht getraut hat, etwas dagegen zu sagen. [...] Jetzt bin ich sowieso ausgezogen. Ich weiß, dass sie diese ganzen Einstellungen nicht okay finden. Und, ich weiß noch den letzten Streit. Da bin ich in die Schule gegangen, da hatte ich eine Hose an, da hat mich mein Bruder angegangen und er hat mir so einen Stress gemacht, so ein Szenario [...].

Eltern erleben im Kontext von Migration oftmals einen Kontrollverlust über die Umwelt ihrer Kinder, da ihnen die Unterstützung von Nachbarschaften und Großfamilien fehlt, auf die sie sich verlassen könnten. Familien reagieren darauf mit dem Versuch, insbesondere ihre Töchter bestmöglich vor möglichen negativen Einflüssen von außen zu schützen, was jedoch mitunter zu extremen Einschränkungen ihrer Selbstbestimmung führen kann (Luimpöck, 2018: 138 ff.) bis hin



zu „moralischer Überwachung“⁵. Vor allem der Statusverlust der Väter kann zu entsprechenden „Kompensationsaufträgen“ an die Söhne führen und die Eltern-Kind- bzw. geschwisterlichen Beziehungen belasten (Kropiunigg et al., 2016). Die Kinder durchlaufen eine geschlechtsspezifische Verarbeitung der Enttäuschungen ihrer Väter, gerade die Söhne richten ihre Frustration und Aggression nach außen und setzen dadurch negative Entwicklungen für sich selbst in Gang (Böker & Zölch, 2017: 214–215).

Eine Mutter folgert dementsprechend:

Er hat auch kein männliches Vorbild gehabt, seitdem wir von Tschetschenien weg sind.

Die Bedeutung, die Mütter einem männlichen Vorbild beimessen, wird aus mehreren Interviews deutlich, insbesondere hinsichtlich Identitätsbildung, Wertevermittlung und sozialer Kompetenzen:

Das war am nächsten Tag, nachdem er erfahren hat, dass wir uns scheiden lassen. Ich habe dann beide Jungs zum Boxen angemeldet. Damit sie irgendwie mehr männliche Bezugspersonen haben. Weil ich leider nicht so viele Männer in meiner Familie habe. Ich habe nur meinen Bruder, der für sie auch ein Vorbild ist.

Aber die jungen Männer profitieren nicht nur von diesen Geschlechterrollen, sie sind auch Formen der Disziplinierung ausgesetzt, die auf ihre Schwestern weniger oft angewendet werden:

- *Das Mädchen wird nie geschlagen. [...] Wenn es ein fremdes Mädchen ist, sollte man sie überhaupt nicht einmal anfassen.*
- *Sie [die Mädchen] sind der Luxus, ein anderes Niveau.*

Sowohl Töchter als auch Söhne berichteten darüber, bestimmten Erwartungen oder Einschränkungen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit zu unterliegen. Dabei können Generationenbeziehungen geschlechtsspezifische Rollenmuster reproduzieren und Erwartungen der Eltern zu Überforderung und Konflikten führen:

Uns ist immer erzählt worden: „Du musst damit klarkommen“ – zum Beispiel Gewalt in der Ehe: „Deine Oma hat das schon durchgemacht und du musst jetzt auch damit klarkommen.“ Oder: „Du bist eine Frau, du bist eine Schwiegertochter, du musst das machen.“ Ich glaube, das wird einem erst dann bewusst, wenn man in einer anderen Gesellschaft aufwächst, wo die Gleichberechtigung [...] etwas zählt.

⁵ Siehe: „Das Leben mit den Sittenwächtern: Jetzt reden tschetschenische Frauen“ (dasbiber, 16. September 2020)



Besondere Herausforderung: Partnerschafts-, Ehekonflikte und Sorgerecht

Betroffene Frauen hoben Partnerschaftskonflikte als besondere Herausforderung hervor, die oft mit physischen wie psychischen Belastungen verbunden sind. Vor allem Fragen des Sorgerechts könnten leicht zur Eskalation führen, da nach der traditionellen Vorstellung die Obsorge zumindest für die älteren Kinder dem Vater und seiner Familie zukäme. Allerdings lassen sich diese traditionellen Formen der Obsorge ohne erweiterte weibliche Verwandtschaft im Lebensumfeld nicht entsprechend organisieren. Im Migrationskontext fehlen diese Verwandten oft. „*Dann ist es eine Prinzipsache und der Vater sagt: Nein, die kommen zu mir!*“, was eine zermürbende Auseinandersetzung nach sich ziehen kann.

Etwa die Hälfte der teilnehmenden Frauen hatten als Mütter entweder eine islamische oder sowohl eine islamische als auch eine säkulare Scheidung mit Sorgerechtsfragen durchlaufen oder waren selbst Tochter eines geschiedenen Paares. Die Erfahrungen von Betroffenen verdeutlichen eine Vielzahl belastender Aspekte. Diese umfassen Scham, die Angst vor dem Urteil innerhalb der Gemeinschaft, befürchtete Schuldzuweisungen, das Fehlen von Unterstützung und Schutz sowie psychische, desintegrative und ökonomische Belastungen, die mit den Folgen eines solchen Prozesses einhergehen können:

Ich habe Schwierigkeiten voranzukommen, um es so auszudrücken [...], denn ich habe große Probleme mit meinem Exmann. [...] Ich kann einfach keine Ausbildung machen, nicht arbeiten [...]. Jetzt ist es psychisch sehr schwierig [...]. Es ist ein langer Prozess [...]. Ich habe versucht, eine Ausbildung zu machen, zu arbeiten [...], aber meine Aufmerksamkeit war ganz auf die Probleme gerichtet. Zusätzliche Probleme [...] hätte ich nicht ausgehalten.

Seitdem sie sich, nach langem Zögern, aus ihrer Ehe gelöst hatte, machen ihr nicht nur die Vorwürfe, eine „*schlechte Frau*“ zu sein, die es „*nicht geschafft hatte, die Familie zu bewahren*“, zu schaffen, sondern auch Verleumdungen innerhalb der Community, jahrelange Nachstellungen des Ehemanns und seiner Familie, Wegweisungen und Betretungsverbote und wiederholte Aufenthalte in Krisenzentren.

Ähnliches wurde auch von anderen Frauen berichtet. Sie befürchteten eine Opferumkehr durch ihr Umfeld, sobald ihre Situation – sei es über traditionelle oder säkulare Institutionen – an die familiäre Öffentlichkeit gelangt. Erst in der jüngeren Generation würde ein Eingreifen von Institutionen ins Familienleben akzeptiert:

Die Tschetschenen möchten überhaupt nicht, dass jemand [Behörde oder Gesetz] ins Familienleben eingreift [...] dass in der Öffentlichkeit irgendwas passiert. Natürlich gibt es da Grenzen, wenn es wirklich um Gewalt geht. Also die Jüngeren trauen sich mehr als die Älteren. Das ist mal Fakt. [...] Ich meine die ganz jüngere Generation, also so bis 20, die wirklich als ganz kleine Kinder hergekommen sind, die kennen die Grenzen. Aber die



anderen, die halt ein bisschen älter sind [...] denen fällt es, glaube ich, schwer [...]. Die mögen gar nicht, dass jemand ins Familienleben eingreift.

Das Scheitern einer Beziehung bedeutet mitunter, neben dem Verlust ihrer ökonomischen und sozialen Absicherung, auch einen gesellschaftlichen Ansehensverlust:

Vor diesem Geschwätz kann mich der Staat nicht schützen. Aber er [könnte] mich und andere Frauen wie mich vor ihren früheren Ehemännern schützen. Wenn es über einen Zeitraum von fünf oder sechs Jahren immer wieder Probleme mit einem Mann gibt, dann muss der aufmerksam beobachtet werden und man muss sich mit ihm auseinandersetzen.

Psychische Gewalt setzt die Opfer über einen längeren Zeitraum hinweg unter konstanten Druck. Im Vergleich zur physischen Gewalt hinterlässt sie keine sichtbaren Spuren, wirkt sich aber genauso destruktiv auf ihr Leben aus:

- *Das wird nicht so ernst genommen auch von der Polizei: „Der hat mich emotional richtig misshandelt“ – wird nicht so sehr als schlimm gesehen, wie wenn du mit einem blauen Fleck kommen würdest. [...] Im Endeffekt passiert nichts [...]. Im Endeffekt ist der Mann wieder frei und du könntest sogar noch mehr Ärger kriegen [...]. Weil im Endeffekt ist sie nicht das Opfer, sondern die Täterin, weil sie ihren Mann ja ins Gefängnis gebracht hat. Das wird so ausgeblendet, was sie erlebt hat, es wird ausgeblendet.*
- *Dafür braucht es handfeste Beweise, aber wo soll man die herbekommen? [...] Es gibt kein solches Gesetz. Sie können ihm maximal für zwei Jahre verbieten, mit mir in Kontakt zu treten, aber sobald diese zwei Jahre vorbei sind, geht das Ganze wieder von vorne los [...]. So lebe ich.*

Gerade die jungen Mütter betonten dabei wiederholt, dass sie sich aufgrund der Vielzahl von Beratungsangeboten und Unterstützungsleistungen verwirrt und überfordert fühlten. Sie waren unsicher darüber, an wen sie sich mit ihren Anliegen wenden können und zu welchen Konditionen:

Wenn man nicht weiß, was man braucht, ist es schwer, das zu äußern. [...] Weil: Wenn du wüsstest, was du brauchst, dann wüsste man sich vielleicht auch selber irgendwie zu helfen. [...] Es müsste jetzt nicht für Alleinerziehende sein, sondern allgemein Mütter [...]. Das muss gar nicht so ausführlich sein. Manchmal wissen die ja nicht einmal die ‚Basics‘. Es muss nicht einmal gerichtlich sein. Ich hatte immer das Gefühl: Okay, ich weiß, ich muss das und das machen, aber wo gehe ich hin? Wie drücke ich mich aus? [...] Im Internet steht zwar viel, aber manchmal verwirrt es einen auch, weil das nicht so ganz eindeutig ist. [...] Und sogar für mich, die eigentlich keine Deutschprobleme hat, war es dennoch schwierig, das auszumachen. Da gibt es so viele Vereine, aber du kannst nicht zu jedem hingehen. [...] Ja, also ich habe das Gefühl gehabt, es lief nicht so ganz eindeutig [...]. Manche Leute



[können] vielleicht gar nicht Deutsch, wie wüssten die sich zu helfen? Wenn ich mich schon so schwergetan habe, frage ich mich, wie die dann klarkommen.

Trotz der geschilderten Situationen kann die Familie jedoch gerade bei einer Scheidung zur Quelle des Rückhalts und der Sicherheit werden, auf deren Präsenz und Unterstützung in schwierigen Zeiten gezählt werden kann und die einen stabilen und unterstützenden Rahmen im Leben bietet:

Als diese Scheidung war, war ich so glücklich, dass meine Familie mich unterstützt. Ich weiß, dieses Privileg hat nicht jede Frau, wenn sie sich scheiden lässt. [...] Meine Familie ist für mich die Stütze. Alle. [...] Meine Mama, meine Brüder. Die Familie ist für mich das Wichtigste. Da kriege ich meine Energie und Kraft her, egal für was.

Familie und intergenerationaler Wertewandel

In den vergangenen Jahrzehnten haben migrationsbedingte und gesellschaftliche Veränderungen die traditionelle Gemeinschaftsstruktur bei den tschetschenischstämmigen Migrant:innen transformiert. Fragen wie Bildung und Karriere, religiöse Demut und das Familienleben werden vermehrt in Bezug auf eine größere gesellschaftliche Teilhabe diskutiert, insbesondere auch in Österreich (Szczepanikova, 2012: 483). Die Ergebnisse einer Studie zu jugendlichen Submileus in Österreich verdeutlichen, dass junge Menschen von diesen Prägungen beeinflusst werden und ihr Leben, wenn auch auf unterschiedliche Weise, den vorgegebenen Normen und Werten anpassen (Güngör et al., 2023: 156). Die in der Studie berichteten Erfahrungen verdeutlichen jedoch auch, dass die in Österreich sozialisierte Generation sich aktiv mit ihren Prägungen auseinandersetzt. Dabei wird deutlich, dass die ältere und die jüngere Generation durchaus unterschiedliche Perspektiven nicht nur auf migrationsbedingte Veränderungen, sondern auch hinsichtlich des Gemeinschafts- und des individuellen Lebens haben. Es besteht eine gewisse Spannung zwischen alten und neuen Familienkonzepten, wobei insbesondere die jungen Frauen bestrebt sind, eine Balance zu finden, die sowohl ihre eigene Entwicklung als auch die Verbundenheit zur Familie berücksichtigt:

Da gibt es generell so eine Kluft zwischen unserer Elterngeneration und denen, die hier aufwachsen eben. Ganz viele Konfliktthemen [...] was Traditionen betrifft, was Kultur betrifft. Da gibt es ganz viele Auseinandersetzungen [...]. Die Eltern wollen, dass die Mädchen früh heiraten, und die Mädchen wollen das nicht. Genau, die Jungen, die wollen eher die Tradition behalten, weil das vorteilhaft für sie ist.

Dabei formuliert die jüngere Generation ein Familienbild der Eltern, das von traumatischen Kriegserfahrungen geprägt ist und dem Bestreben der Eltern, an ihrer Vergangenheit festzuhalten, um Verluste zu vermeiden. Gleichzeitig fordert die nachkommende Generation zunehmend Raum für individuelle Bedürfnisse und persönliche Entwicklung ein:



- *Die Eltern kommen aus einem Kriegsgebiet, wo sie quasi alles dort aufgeben mussten, wo sie dann natürlich auch alles festhalten wollen [...]. Ich meine, es ist verständlich, dass man vieles nicht aufgeben möchte [...] aber dass man lernt, das zu unterscheiden, und dass es auch in Ordnung ist. [...] Und dass es außerhalb der Familie draußen auch noch ein Leben gibt. [...] Ich hatte eine Zeit lang das Gefühl von: Es ist nicht richtig [...] es anders machen zu wollen, und: Wenn es keine Familienprobleme sind, dann sind sie nicht wichtig genug gewesen – sie sind so aufgewachsen, dementsprechend kennen sie es nicht anders. Was auch nicht blöd ist, aber es bedeutet nicht, dass es dann auch für andere so gilt.*
- *Die Eltern sind zum Teil auch traumatisiert. [...] überhaupt auch meine Mutter, dass man das auch berücksichtigt, dass man weiß, dass jede Ansicht ein bisschen anders ist als meine. Zum Beispiel meine Selbstständigkeit. Für meine Mutter war das am Anfang ziemlich ungewohnt, wo ich mir dachte, dann ist es vielleicht falsch. [...] Man muss wirklich bereit sein für neue Dinge und man muss auch [...] bewusst wahrnehmen, [dass nicht alles, was] einem vielleicht schaden [könnte], böse gemeint [ist].*

Es wird nachvollziehbar, dass die Suche nach einem neuen Rollenverständnis mitunter als ein anspruchsvoller Prozess erlebt wird. Dieser Prozess ist einerseits geprägt von der Wertschätzung und Anerkennung der Familiengeschichte – wie es ein junger Vater exemplarisch vermittelt:

Ich denke mir immer wieder, wir haben alle gemeinsam etwas mitgemacht und wir haben viel erlebt [...]. Vor allem jetzt, wo ich selbst Kinder habe, wenn irgendetwas mit meinen Eltern passieren würde, würde ich das nicht verkraften. Eltern sind für mich ein Heiligtum.

Andererseits wird dieser Prozess auch von dem Streben nach Verständnis und Offenheit für neue Erfahrungen geprägt, einem Gleichgewicht zwischen der Bindung an die Familie und individueller Entfaltung:

Ich habe Zeit gebraucht, um ihr [der Mutter] das zu erklären. Und dass jeder sein eigenes Leben führt, dass dein Leben nicht nur aus Familie besteht. Ich bin nicht nur Tochter, ich bin Freundin, ich bin Schwester und ich bin ich selbst. Und das ist, was uns da auch unterscheidet.

Die vergleichsweise größere Selbstständigkeit der Frauen und die Bedeutung, das „Leben in die eigene Hand (zu) nehmen“, wurden wiederholt als zentrales Thema und Spannungsfeld hervorgehoben. So vergleicht sich eine Teilnehmerin mit ihren Cousinen in Tschetschenien:

Ich merke, dass unsere Gedankengänge ziemlich weit auseinandergehen. Es ist dieses Selbstständige. Für sie ist es so, [die] Eltern haben es so entschieden und das, was die Älteren sagen, ist dann auch so. Ich denke mir, jeder hat nichtsdestotrotz sein eigenes Gehirn und kann auch selbst denken [...]. Weil wenn man sich das selbst so überlegt hat und sich das Pro und Contra dann auch angeschaut hat, das typische Leben, wie es zu



führen ist, was man dort erwartet. Für viele ist das Lebensziel eine ideale Hochzeit, eine ideale Ehe, ein Eheleben. Für mich endet es dort nicht. Für mich beginnt es auch dort nicht. Es gibt ein Davor und ein Danach.

Bei der Partner:innen-Wahl folgten die an der vorliegenden Studie Teilnehmenden überwiegend den traditionellen Vorstellungen, wie sie charakteristisch sind für kollektivistische, patriarchalisch geprägte Gesellschaften, in denen die Wahrung der Familienehre einen hohen Stellenwert hat. Hauptziele sind dabei die Vermeidung vorehelicher sexueller Erfahrungen sowie die bevorzugte Eheschließung und Familiengründung innerhalb der gleichen kulturellen oder religiösen Gemeinschaft. Abweichendes Verhalten wird als Rufschädigung betrachtet und als kollektive Schande empfunden und entsprechend sanktioniert (Saric, 2023: 179–180):

Aber ich kann sagen, es gibt keine tschetschenische Frau, die nicht schon einmal in einen Nicht-Tschetschenen verknallt war. Aber die Angst lässt das Ganze nicht zu. Das wird einem eingetrichtert, dass nur der tschetschenische Mann der einzig wahre ist. Ich habe aber viele Freundinnen, die mit Nicht-Tschetschenen auch sogar verheiratet sind und sehr, sehr glücklich leben. Ich unterstütze das.

Die überwiegende Mehrheit der an der vorliegenden Studie teilnehmenden Erwachsenen befand sich entweder in einer ethnisch-endogamen Partnerschaft, die innerhalb der Gemeinschaft sozial anerkannt worden war, war verheiratet oder hatte bereits eine solche Ehe geschieden:

Was die Heirat angeht, das ist so gut wie bei fast jedem vielleicht [...] wobei eine andere Landsfrau wird eher toleriert, aber ein anderer Landsmann, [...] so gut wie überhaupt nicht. Es kommt zwar auch vor heutzutage, aber das ist eine Sache, da ist dann meistens die Familie raus [...] – [wobei das] im Islamischen eigentlich ziemlich irrelevant ist, wo auch viele dann diesen Aspekt bringen.

Alle berichteten, dass sie aus familiärer Rücksichtnahme oder aus pragmatischen Gründen eine ethnisch-endogame Beziehung eingegangen sind. Diejenigen, die unverheiratet waren, planten, dies aus denselben Überlegungen zu tun, denn andernfalls:

verlangt [das] von beiden sehr viel Kompetenz, damit sie das gut machen. Weil, es ist ein Stück komplizierter. Es ist ein Wert, ein Wunsch, der eine Erklärung hat. Das wird so unbewusst von der Gruppe gemacht, weil sie so viel Genozid erlebt haben, damit wir nicht von der Weltkarte verschwinden.

Endogamie dient vertriebenen oder bedrohten Kulturen auch dazu, die Gruppensolidarität zu stärken, größere soziale Kontrolle über knappe Ressourcen sicherzustellen und der Gruppe zu ermöglichen, über einen längeren Zeitraum in Gesellschaften mit anderen Praktiken, Werten und Glaubensrichtungen zu überleben. Im Kontext der tschetschenischen Kultur war die Endogamie,



insbesondere bei tschetschenischen Frauen, neben engen familiären Bindungen und Solidaritäten eine Strategie, um als Nation zu überleben (Lukasiewicz, 2011).

Eine frühe Heirat kann aber auch ein Weg sein, sich der Kontrolle der Familie zu entziehen (Szczepanikova, 2012: 484 f.), eine frühe Scheidung kann Ähnliches bewirken (Luimpöck, 2018: 191). Da in traditionellen Familien das Verlassen des Hauses für unverheiratete Frauen nicht üblich ist – „Bei uns ... ein Mädchen verlässt selten das Haus“ –, ist eine Eheschließung oft die einzige Möglichkeit, selbstständig zu leben. Aber veränderte Lebensbedingungen und Konstellationen – hier eine beengende Wohnsituation – führen mitunter auch zu pragmatischen Lösungen, und der Auszug einer unverheirateten Frau wird akzeptiert:

Das war auch innerhalb der Familie überraschend [...]. Das hat auch in dem Fall sehr viele Fragen aufgeworfen. Aber nichtsdestotrotz, wenn man einfach eine Entscheidung gefällt hat, man hat das auch wirklich infrage stellen können, weil es wie gesagt nicht üblich ist. Aber wir hatten wirklich auch einen Platzmangel.

Letztendlich liege die Entscheidung über unser Leben bei uns selbst, so die Erzählerin. Während es wertvoll sei, Ratschläge von Eltern oder anderen nahestehenden Personen zu hören, sei es auch wichtig, Verantwortung für die eigenen Entscheidungen zu übernehmen:

Wenn ich zum Beispiel mich und meinen Freund anschau, das war zwar eine Verkuppung, würde man, glaube ich, sagen. [...] Aber letztendlich ist die Entscheidung bei mir. Wobei ich sagen muss, das war am Anfang nicht immer so. Und im Tschetschenischen ist es so, alles, was über 20 Jahre hinausgeht, veraltet schon. Und ich habe [meiner Mutter] dann immer gesagt: „Ich habe nicht vor, irgendeinen 08/15-Tschetschenen zu heiraten.“ Ich bin in Österreich aufgewachsen [...]. Anders geht es nicht: Wenn du hier aufwächst, nicht nur unter deinesgleichen, dann sind die Ansichten anders, ob man es nun will oder nicht.

Ein weiteres wichtiges Thema in den berichteten Erfahrungen und Einschätzungen waren Veränderungen in den Erziehungsansätzen. So sei die ältere Generation in einer Zeit aufgewachsen, in der emotionale Bedürfnisse oft hintenangestellt wurden und existenzielle Sorgen im Vordergrund standen. Basierend auf ihren eigenen Erfahrungen zeige sich bei der jüngeren Generation eine bewusstere und reflektiertere Herangehensweise an die Kindererziehung, bei der auch die Bedürfnisse des Kindes und seine individuelle Entwicklung im Mittelpunkt stehen:

- *Wir waren sehr brave Kinder. Wo ich mir immer dann denke, war das so normal, dass wir so brav waren und irgendwie nie schlimm sein durften? Da ist es auch für mich ein bisschen schwieriger, mir zu sagen, dass er [...] „Nein“ sagen darf. [...] Es ist es halt nicht so einfach wie damals – wo wahrscheinlich eine andere Schwierigkeit da war. [...] Ich weiß, jedes Elternteil versucht, es eigentlich immer besser zu machen als die Vorgänger bei ihnen. Da verstehe ich es auch, warum es jetzt so ist, wie es gerade ist.*



- *Diese Umänderung sehe ich auch vor allem bei jungen Müttern, weil sie da viel reflektierter sind, meiner Meinung nach [...]. Das ist ein richtiger Durchbruch von dem Typischen, wie wir erzogen worden sind.*

Basierend auf ihren eigenen Erfahrungen äußerten junge Frauen und Mütter Erziehungsziele auch hinsichtlich Geschlechtergerechtigkeit. Neben dem Ziel, ihre Söhne in häusliche Verpflichtungen einzubeziehen, legten sie auch Wert auf die Gewährung von Freiheiten für ihre Töchter außerhalb des familiären Umfelds:

Also wenn jetzt meine Schwester gefragt hat, ob sie zu einer Freundin darf, war es ein Nein, und wenn sie fragt: „Warum darf dann der Bruder?“ „Weil er ein Junge ist.“ [...] Und das möchte ich bei meinen Kindern auf gar keinen Fall! Das sollte absolut kein Unterschied sein ...

Daneben scheint die jüngere Generation auch mehr Wert auf die Erfüllung emotionaler Bedürfnisse und die bewusste Gestaltung von Zeit mit den Kindern leben zu wollen:

„Quality Time“ ist für meine Mutter auch ein bisschen ein Fremdwort, [aber] meine Mutter hat recht viel dazugelernt, [...] auch viel mehr angenommen, weil sie sieht, dass das Sinn macht. Dann denkt sie: „Es tut mir leid, dass ich euch nicht so erzogen habe.“ [...] Ist ja nicht schlimm, jeder macht auf seine Art das Beste, was er kann. Ich bin sicher auch nicht perfekt. Mein Sohn wird es wahrscheinlich auch besser machen als ich. Das geht ja so Schritt für Schritt weiter.

Die berichteten Erfahrungen legen nahe, dass für die jüngere Generation emotionale Bedürfnisse, eine freiere Entfaltung der Persönlichkeit, Eigenverantwortlichkeit und ein Hinterfragen der Geschlechterrollen von Bedeutung sind. Sie zeigen, dass die junge Generation bestrebt ist, sorgfältig zwischen sozialer Kontrolle, externen Erwartungen und eigenen Aspirationen zu navigieren. Die Hinwendung zur eigenen Kernfamilie könnte bei den jungen Eltern auf eine Konservatisierung hinweisen. Allerdings lässt sich auch argumentieren, dass gerade diese Entscheidung als eine Strategie des Wandels betrachtet werden kann. Die jungen Eltern, insbesondere die Mütter, versuchen damit, ihr Familienleben intensiver und gleichzeitig freier zu gestalten, als sie es selbst erfahren hatten.

5.2 Schule und Ausbildung: Strukturen, Herausforderungen und Chancen

Schulen und andere Bildungs- und Ausbildungsstätten spielen eine wesentliche Rolle in der Lebenswelt. Nach den Kindergärten sind sie die ersten Orte, an denen junge Menschen losgelöst aus dem engsten Familienverband mit anderen in Beziehung treten und Erfahrungen mit öffentlichen Institutionen machen. Ihre Bedeutung für die Lebenswelt ergibt sich schon allein aus der Zahl der Stunden, die in ihnen täglich und wöchentlich verbracht werden. Vor allem sind es aber jene Orte, die maßgeblich über die weiteren Lebensperspektiven und, im Kontext der Zielgruppe der vorliegenden Studie, Integrationserfolge entscheiden.



Eine zentrale Aufgabe des Schul-, Bildungs- und Ausbildungssystems ist es, Kindern und Jugendlichen Lebenschancen zu vermitteln bzw. sie auf das Ergreifen dieser Chancen vorzubereiten. Im idealtypischen Fall sollte das unabhängig von Herkunft und Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe erfolgen. In der Realität kommt herkunfts- und klassenbedingten Perzeptionen der Bedeutung guten Schulerfolgs, Bildungsnähe oder -ferne der Eltern und deren Wissen um die Spielregeln des „Systems Schule“ eine entscheidende Rolle bezüglich des entsprechenden Erfolges oder Nichterfolges zu. Die Forschung kennt den Typus der/des „kulturell“ – und dabei regelmäßig auch – „migrantisch“ Benachteiligten, wo nachteilige strukturelle Startbedingungen, wie z. B. mangelhafte Sprachkenntnisse, unterbrochene Bildungsbiografien oder geringer sozioökonomischer Status, aber auch eine oft auf Unwissenheit beruhende Unterschätzung der Bedeutung von formellen Bildungsabschlüssen zu geringerem Schul- und Integrationserfolg führt (Arrich et al., 2018). EU-weit führen diese Faktoren zum Teil zu deutlich höherem vorzeitigem Ausscheiden von im Ausland geborenen Personen aus der allgemeinen und beruflichen Bildung und zu geringeren Anteilen an Personen mit abgeschlossener Sekundarstufe II (Europäische Kommission/EACEA/Eurydice, 2019). Trotz dieser Hemmnisse darf aber nicht übersehen werden, dass gerade auch in migrantischen Milieus hohe individuelle und familiäre Bildungsaspirationen bestehen und ebenso beeindruckende Erfolgsstorys auf persönlicher bzw. intergenerationeller Ebene anzutreffen sind.

Betrachtet man die verfügbaren Statistiken und Surveys bezüglich der tschetschenischen Gesamtpopulation in Österreich, zeigt sich bezüglich des Bildungsniveaus ein hohes Maß an Heterogenität. So waren etwa nach der österreichweiten FIMAS-Flüchtlingsumfrage Personen, die vor 2008 aus Tschetschenien nach Österreich gekommen waren, neben Iraker:innen die am höchsten qualifizierte Gruppe unter allen Geflüchteten (Hosner et al., 2017: 32). Gleichzeitig wiesen Personen, die ihre Ausbildung nicht vor Kriegsbeginn abschließen konnten, aufgrund des Zusammenbruchs des Bildungssystems in Tschetschenien eine im Vergleich zur Elterngeneration geringere Bildung auf. Für die Situation in Österreich in Bezug auf Gesamtpopulationen muss auf Daten zu Jugendlichen mit russischer Nationalität zurückgegriffen werden, wobei davon ausgegangen werden kann, dass ein sehr hoher Teil von ihnen einen tschetschenischen Hintergrund hat. Kuschej et al. stellen diesbezüglich auch einen deutlichen Aufholprozess fest und sehen eine Tendenz zur „Normalisierung“ von Bildungsbiografien in Richtung von Vergleichsgruppen. Der Anteil Jugendlicher der Zielgruppe, die eine AHS-Unter- bzw. -Oberstufe oder eine BHS besuchten, stieg zwischen 2006 und 2016 von rund 20 % auf rund 40 %. In Lehre und Berufsschule blieben sie mit 20 % Teilnahme allerdings unterrepräsentiert und auch der Anteil jener Jugendlichen, die nicht über einen Pflichtschulabschluss hinaus kamen, war im Jahr 2016 mit 30 % immer noch vergleichsweise hoch (Kuschej et al., 2018: 12).

Die Heterogenität von individuellen Aspirationen, Einstellungen und bildungsbiografischen Lebenswegen spiegelte sich auch in den Aussagen und Erfahrungen der Interviewpartner:innen



wider. Eine typische Bildungsbiografie gibt es im Sample genauso wenig wie in der tschetschenischen Community oder in anderen Bevölkerungsgruppen. Dennoch gibt es Erfahrungsmuster, die die Teilnehmenden teilen und die in der tschetschenischen Lebenswelt vermutlich regelmäßig anzutreffen sind. Einige dieser im Hinblick auf die Forschungsfragen der Studie relevanten Muster zeigen sich in den individuellen Berichten. Konkret geht es um eigene und familiäre Bildungsaspirationen und mögliche Unterschiede zwischen den weiblichen und männlichen Teilnehmenden; die Verbindung zwischen Schule und eigenen Zukunftshoffnungen; individuelle Bildungsverläufe; Erfahrungen mit der Institution Schule, auch was mögliche Diskriminierungserfahrungen betrifft; spezifische Bildungshemmnisse und -erfolge; und mögliche Gründe für ablehnende Haltung und geringe Eigenmotivation.

Sprache, Startschwierigkeiten, Stigmatisierungs- und Förderungserfahrungen

Die von Kuschej et al. (2018) identifizierten Defizite vor allem auch junger Tschetschen:innen, die in Tschetschenien keine grundlegende Schulbildung mehr beginnen konnten und mit diesem Startnachteil auch in Österreich zu kämpfen haben, finden sich auch regelmäßig in der Lebenserfahrung der Interviewpartner:innen. Exemplarisch dafür steht die Einschätzung einer Mutter, die ihre eigene gute Basisbildung schlussendlich für einen erfolgreichen Berufseinstieg nutzen konnte, während das ihren Kindern wesentlich schlechter gelang:

Diese Generation, im Alter meiner Kinder, die haben es am schlimmsten, am schwierigsten. Die haben schon Defizite, die waren zu wenig in der Schule, auch in ihrer Heimat, wegen der Kriegszeit.

Neben Defiziten in der Basisbildung waren es naturgemäß die mangelnden Deutschkenntnisse, die den Schulalltag für die nicht in Österreich Geborenen in der ersten Zeit und darüber hinaus schwierig machten:

Es gab viel Negatives. [...] Es gab eine Klasse nur für uns, für die, die nicht Deutsch können. Es gab viele Beleidigungen von anderen Kindern, dass wir im Asyl sind, dass wir kein Deutsch können.

Obwohl die meisten an der vorliegenden Studie Teilnehmenden betonten, relativ rasch Deutsch gelernt zu haben, fühlten sie sich in ihrer Sprachkompetenz lange nicht sicher genug, um voll am Unterricht bzw. dem „sozialen System“ Schule teilzunehmen:

Mein Lehrer hat damals mir in der Berufsschule gesagt, dass ich sehr ruhig war. Warum war ich ruhig? Weil ich die Sprache nicht so richtig konnte. Weil mir das unangenehm war. Weil ich einmal ausgelacht wurde, wegen meinem Akzent und wegen meiner Fehler.



Die Kinder führen ihre Startnachteile und schlechteren Lernerfolge weniger auf ihre Biografie, Lebenssituation oder Fremdenfeindlichkeit zurück, sondern viel eher auf eigene Unzulänglichkeiten und individuelle – auch von außen an sie herangetragen – Defizite. Daraus entstehen Gefühle der Scham und des Nichtdazugehörens, die die aktive Beteiligung am Unterricht be- und positive Schulerlebnisse verhindern:

*Ich durfte das Jahr nicht wiederholen. [...] Da hat immer das Lesen bei mir gefehlt. Da habe ich mich auch sonst immer sehr benachteiligt gefühlt oder mir gedacht: „Okay, ich muss mich gar nicht melden, weil ich weiß so wenig und dann ist es voll unangenehm.“
Weswegen ich eher so still war, mich nicht viel geäußert habe.*

Neben Sprachbarrieren bedeutet der Beginn der Bildungsbiografie oft auch die erste Begegnung mit einer ungewohnten institutionellen und sozialen Kultur, die als fremd und mitunter feindselig empfunden wird:

Und ich bin das erste Mal auf eine österreichische öffentliche Schule gekommen. Das war für mich so ein Kulturschock vom Feinsten. [...] Ich habe noch nie diese Menschen gesehen. Ich habe noch nie diese Denkweisen gesehen. Ich habe noch nie diese „Kultur“ gesehen.

Dazu gesellen sich Erfahrungen mit Stigmatisierung und Diskriminierung. Letztere wird dabei durchaus differenziert gesehen; sie wird weniger dem Schulsystem insgesamt zugeschrieben als bestimmten Personen bzw. Lehrer:innen, bestimmten Mitschüler:innen, dem eigenen geringen sozioökonomischen Status, vor allem aber auch den bestehenden Stereotypen gegenüber Tschetschen:innen im Allgemeinen. So drückte eine Frau, die sich gerade in beruflicher Weiterbildung befand, die oft anzutreffende Wahrnehmung in der Community wie folgt aus:

Was ich von anderen über ihre öffentlichen Schulen gehört habe, war diese Ausgrenzung, oder dass man halt sehr dazugehören möchte, oder vielleicht auch sehr komisch dargestellt wird: „Bei euch ist es ja so und ihr seid alle so aggressiv.“ Diese Stereotypen, die man auch immer hört.

Gleichzeitig zeigen die berichteten Erlebnisse immer wieder auch nachhaltige positive Erfahrungen mit dem System, insbesondere aber mit Einzelpersonen, die den Schüler:innen aufgeschlossen gegenüberstehen, Verständnis entgegenbringen und ganz konkret bei der Überwindung individueller Integrationshemmnisse helfen. In den Interviews fand sich eine ganze Reihe von Beispielen für solch positive und unterstützende Erfahrungen mit dem „System“ und seinen Repräsentant:innen:

- *Mit der Schule von meinem Sohn bin ich voll begeistert. Die Volksschule, die Lehrerin, alles ist super.*
- *Das waren auf jeden Fall die Lehrer, die haben mir immer geholfen [...] und ich würde sogar behaupten können, mein Leben gerettet. [...] Ich wollte dann auch die Schule*



abbrechen. Und meine Lehrer haben gesagt: „Nein, du gehst nirgendwo hin.“ Die haben mich wirklich die letzten zwei Jahre richtig so an der Hand gehalten und bis zum Ende geführt.

Gleichzeitig wurde berichtet, dass bei Ausgrenzungs- und Mobbing Erfahrungen die Betroffenen sich nicht an Lehrer:innen oder die Schulverwaltung wandten bzw. dort nicht immer das nötige Verständnis fanden. Sie selbst versuchten, sich gegenüber Gefühlen der Stigmatisierung zu „immunisieren“, sahen aber auch, dass sich Betroffene mitunter körperlich zur Wehr zu setzen versuchten. In diesem Zusammenhang wünschen sie sich eine bessere Aufklärungsarbeit an den Schulen, die über die tschetschenische Wirklichkeit und Kultur informiert, es erlaubt, falsche Stereotype abzubauen und sich mit Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen auseinandersetzt:

Bezüglich der Schulen würde ich mir wünschen, dass es bestimmte Aufklärungsstunden gibt. Ich würde mir wünschen, dass das vor allem von den Lehrern ausgeht [...], dass da eben so Aufklärung dabei ist, dass darüber gesprochen wird über Rassismus. Aber ich hatte das Gefühl, dass es bei mir an der Schule leider nicht so der Fall war. Darunter habe ich manchmal natürlich auch gelitten. Aber ab dem Zeitpunkt ist man dann einfach immun gegen all das.

Fehlende Information über das Bildungssystem

Neben schulischen Startschwierigkeiten, die aus der Fluchterfahrung, mangelnden Sprachkenntnissen und dem Fremdsein in einer neuen und ungewohnten Umgebung resultieren, hat nach den erzählten Erfahrungen auch die eigene Unkenntnis und diejenige der Eltern bezüglich des österreichischen Bildungs- und Ausbildungssystems einen gewichtigen Einfluss auf die jeweiligen Bildungsbiografien. Gerade Eltern, die selbst eine hohe Anpassungsleistung an die neuen Lebens- und Berufsbedingungen erbringen müssen, fällt es dadurch zusätzlich schwer, ihren Kindern bei Bildungsentscheidungen und dem Durchhalten im Schul- und Ausbildungssystem zu helfen. So berichtet eine Frau, die es geschafft hatte, erfolgreich bis zu einem akademischen Beruf voranzukommen, dass sie ihrem Sohn nicht dieselbe Unterstützung geben konnte:

Ich habe mich nicht ausgekannt mit diesem Schulsystem. [...] Auf jeden Fall ist die Hauptschule so schnell vorbei und mein Sohn hätte nicht in der Hauptschule bleiben müssen. In dieser polytechnischen Schule hat er auch nichts gelernt und ich habe nicht gewusst, wohin er gehen soll. Ich habe keine Ahnung gehabt.

Eine andere langjährig aufhältige und erfolgreich im Berufsleben stehende Frau erinnert sich an ihre erste Zeit in Österreich und das mangelnde Wissen, das sie und ihre Eltern um das Bildungssystem hatten:



Um ehrlich zu sein, ich war sehr, sehr verwirrt, weil ich komme ja aus Tschetschenien [...] und das Schulsystem ist dort komplett anders. [...] In Österreich funktioniert es ganz anders nach der Hauptschule. Da muss man sich schon entscheiden, in welche Richtung man geht. Ich war sehr überfordert damit. Meine Eltern sind das noch [immer].

Sie überwand dieses Informationsdefizit im Wesentlichen durch Eigeninitiative und -motivation, aber auch dadurch, dass sich ihre Entscheidung, auf eine weiterführende Schule zu wechseln, im Nachhinein als die richtige erwies. Sie ist dennoch der Überzeugung, dass niederschwellige Information und ein Erklären des Bildungssystems und der Ausbildungswege tschetschenischen Jugendlichen und ihren Eltern helfen würden, bessere Entscheidungen zu treffen. Information im Internet, das zu ihrer Zeit noch nicht zur Verfügung stand, könnte heute bei der entsprechenden Orientierung eine zentrale Rolle spielen:

Es wäre diese Information. Wie ist das Schulsystem in Österreich? Welche Richtung ist die beste für mich? Mit meinen Deutschkenntnissen, mit meinen Kenntnissen, mit meiner Situation, familiär etc.? Das hätte geholfen. Ich denke, hätte ich so wie heute ein Smartphone und mit dem Internet darauf, hätte ich das selbst herausgefunden. [...] Aber damals war es anders.

Bildungsaspirationen und -entscheidungen

In ihrer Studie zum Einfluss sozialer Netzwerke auf Bildungs- und Berufsentscheidungen ermittelten Biffel et al. (2014) für Österreich einen deutlich stärkeren Einfluss der Familie und sozialer Netzwerke auf Bildungs- und Berufsentscheidungen Jugendlicher mit Migrationshintergrund als auf jene von Jugendlichen ohne Migrationshintergrund. Erstere gaben signifikant häufiger an, dass Eltern bzw. Freund:innen ihre Entscheidungen „stark beeinflusst“ hatten, als es Letztere taten. Auch den Lehrer:innen und der Schule schreiben Jugendliche mit Migrationshintergrund eine wichtigere Rolle bei der Entscheidungsfindung zu als Gleichaltrige ohne Migrationshintergrund. Jugendliche mit Migrationshintergrund wollten öfter einen Beruf ergreifen, auf den sie oder ihre Eltern „stolz sein können“. Aussicht auf Karrierechancen und guten Verdienst war ihnen wichtiger als persönliche Selbstverwirklichung. Gleichzeitig waren sie eher bereit, unter ihrem Qualifikationslevel zu arbeiten und längere Arbeitswege in Kauf zu nehmen (ebd. 100 ff.).

Gerade für migrantische Milieus mit schlechten ökonomischen Ausgangsbedingungen besteht ein Spannungsverhältnis zwischen hohen Bildungsaspirationen, die neben wirtschaftlichem Erfolg immer auch sozialen Aufstieg und hohen sozialen Status versprechen, und der Notwendigkeit bzw. dem Wunsch, möglichst rasch wirtschaftlich eigenständig zu sein, den Eltern nicht mehr zur Last zu fallen und im Idealfall die Familie in der neuen, aber auch der alten Heimat finanziell unterstützen zu können. Auch in den im Rahmen der vorliegenden Studie erzählten Erfahrungen zeigten sich diese typischen Entscheidungsmuster und Zielkonflikte.



Einfluss von Eltern und Eigenmotivation

In der Lebenswelt der Teilnehmenden wird den Aspirationen und Unterstützungsleistungen durch die Eltern, die offensichtlich manches Mal auch Druck auf die Kinder umfassen, regelmäßig große Bedeutung zugemessen. Wie andere Personen mit Migrationshintergrund auch, müssen tschetschenische Kinder und Jugendliche für den gleichen Erfolg oft härter arbeiten als ihre Altersgenoss:innen und dort, wo sich die Eltern dieses Umstandes bewusst sind, setzen sie dieses Prinzip auch in der Erziehungsarbeit um:

Die sind hier damals hergekommen, da war er 15, und seiner Mama war es so wichtig, ihn gleich in einer guten Schule anzumelden. Sie hat die Jungs am Abend in die Deutschkurse geschickt und tagsüber in die Schule. Da haben sie auch nach einem Jahr Deutsch gelernt und danach durften sie ein Jahr nach dem Gymnasium in die Handelsakademie und gleich von da aus auch maturiert und ins Studium.

Neben der Unterstützung durch die Eltern kommt aber auch Motivation und Eigeninitiative große Bedeutung zu. Wege, den im Vergleich schlechteren Ausgangsbedingungen der eigenen Lebensperspektive zu begegnen, sind eine gewisse Akzeptanz, aber vor allem auch die Entwicklung von Gegenstrategien, wie ein mittlerweile Berufstätiger erklärt:

Ich hatte immer Hilfe. Warum? Weil ich mir diese Hilfe immer selbst hole. Ich gebe mir Mühe. In der Schule hatte ich einen Klassenkameraden in der zweite Klasse. Ohne ihn hätte ich zum Beispiel die zweite Klasse und die dritte Klasse nicht geschafft. [...] Er hat mich unterstützt und ich habe ihn auch unterstützt. Nach der Schule haben wir zusammen gelernt.

Auch bei den in Österreich lebenden Tschetschen:innen übt die ältere Generation, im folgenden Fall die Großeltern, Einfluss auf Bildungsentscheidungen und -wege aus. Das Beispiel ist gleichzeitig auch exemplarisch für die Tradierung eines in der ersten Migrant:innen-Generation weitverbreiteten Fokus auf möglichst raschen Berufseinstieg und wirtschaftliche Selbstständigkeit:

Mein Enkelkind hat jetzt die dritte Klasse angefangen, es hatte in der zweiten Klasse alles nur Einsen und Zweien auf dem Deutsch-Zeugnis. Ich sage ihm immer, dass das Wichtigste der Job ist. Er sagt mir, er möchte Mechaniker werden. Er liebt Autos. Er kennt alle Modelle.

Bildung, Ausbildung und Lebensziele

„Einen Job haben“ und „Geld verdienen“ ist mitunter das wichtigste momentane Ziel im Leben Jugendlicher. Dabei wird Arbeit vor allem als Mittel zum unmittelbaren Erreichen der Lebensziele Selbstständigkeit und Familiengründung gesehen. Kurz und prägnant zusammengefasst:

Arbeit, Frau, alleine leben!



Dementsprechend erklärten einige der – männlichen – Teilnehmer an den Gruppendiskussionen, dass sie die Schule möglichst früh verlassen wollten, um eigenes Geld zu verdienen, bzw. dass sie eine Lehre abgebrochen hatten, um als Hilfsarbeiter oder ungelernte Kraft zu arbeiten und somit rascher ein eigenes Einkommen zu haben. Die Jugendlichen wollen arbeiten, „weil man Geld braucht“, aber auch um „finanziell der Familie zu helfen“. Gerade männliche Jugendliche fühlen sich dazu verpflichtet:

Von den Eltern aus habe ich keinen Druck. Aber von mir aus will ich das unbedingt. Das ist für mich ein Muss.

Zusätzlich zum selbst auferlegten Druck, rasch Geld zu verdienen, scheinen den Jugendlichen die negativen Konsequenzen nicht völlig klar zu sein, die die Aufnahme ungelernter Arbeit im Unterschied zu einem Beruf mit abgeschlossener Lehre für ihren weiteren Lebensweg und eine erfolgreiche Partizipation haben könnte:

Aber als die Berufsschule vorbei war und ich komplett umgezogen bin, konnte ich nicht zu meiner Firma und rechtzeitig ankommen. Da musste ich eben kündigen nach einer Woche. Ich habe dann kurz als Hilfsarbeiter gearbeitet, ein, zwei Wochen. Dann AMS und dann habe ich jetzt an der Kasse angefangen. Macht Spaß und ich verdiene genug.

Die Eltern dringen zwar regelmäßig darauf, dass die Kinder in die Schule gehen und diese auch beenden, damit sie „nicht als Hilfsarbeiter“ enden und eine Position im Leben erreichen, auf die man „stolz sein kann“. Wie bei anderen Migrant:innen-Communitys auch, wünscht sich die erste Generation, welcher der eigene Bildungs- und Sozialaufstieg verwehrt war, dass die Kinder diesen gleichsam nachholen:

Ich möchte, dass meine Kinder mit Matura die höhere Schule abschließen. Ich wünsche mir das sehr. Ich konnte keine Ausbildung machen. Ich war mit 13 hier. Aber ich sage immer zu meinen Kindern, die sind hier geboren. Die haben Kindergarten, Mittelschule, Volksschule alles hier gemacht. Sie haben perfekte Deutschkenntnisse. Sie müssen die höhere Schule machen, sage ich immer. Vielleicht doch noch weiterstudieren.

Aufgrund ihrer mangelnden Kenntnisse über das österreichische Bildungs- und Ausbildungssystem können die Eltern aber oft keine über solch allgemeinen Grundsätze hinausgehende Unterstützung bei Bildungsentscheidungen bzw. dem Durchlaufen einer Ausbildung geben.

Die Jugendlichen selbst scheinen die Bedeutung von Bildungsabschlüssen in einer modernen Wissensgesellschaft, aber auch von schulischen Leistungen in der fordernden dualen Lehrlingsausbildung zumindest anfänglich zu unterschätzen, was den Übergang von der Pflichtschule in eine weiterführende Ausbildung oder Lehre erschwert (Biffel et al., 2014: 109). Die im Rahmen der vorliegenden Studie geführten Interviews erwecken den grundsätzlichen Eindruck, dass sich Eltern und Kinder des Potenzials der Lehrausbildung für eine erfolgreiche ökonomische Teilhabe nicht



bewusst sind. In Österreich bestimmt nach wie vor das „Berufsprinzip“ die Organisation der Ausbildung für den Arbeitsmarkt. Zugang zu qualifizierter Arbeit – mit entsprechendem gesellschaftlichen Status und entsprechender Entlohnung – steht nur jenen offen, die „ein Zertifikat über den entsprechenden Ausbildungsgang vorweisen können“ (Severing, 2014: 7 f.). Die formellen Abschlüsse haben gleichzeitig eine Signalfunktion für Arbeitgeber:innen, dass die Bewerber:innen über die für eine Stelle erforderlichen Kompetenzen verfügen, und bilden somit oft die Voraussetzung dafür, überhaupt in den Arbeitsmarkt eintreten zu können. Die Daten des österreichischen „Bildungsbezogenen Erwerbskarrieremonitorings (BibEr)“ bestätigen das auf eindrucksvolle Weise. Lediglich 8 % all jener Personen in Österreich, die keine über die Schulpflicht hinausgehende Ausbildung haben, sind im zweiten Jahr nach dem Abschluss erwerbstätig, bei jenen mit Lehrabschluss sind es 50 %. 18 Monate nach Abschluss sind fast 80 % der Nur-Pflichtschulabsolvent:innen als arbeitslos vorgemerkt, bei Personen mit Lehrabschluss sind es nur rund 13 %. Schlussendlich haben Lehrabsolvent:innen im Durchschnitt das doppelte Erwerbseinkommen im Vergleich zu Personen, deren Ausbildung nicht über die Pflichtschule hinausgeht (Statistik Austria, 2023a: 9).

Auch aus den berichteten Erfahrungen geht hervor, dass schlechte Schulnoten bzw. fehlende Lehrabschlüsse den Übergang in den qualifizierten Arbeitsmarkt verhindern und damit auch das Erreichen der eigentlichen Erwerbsziele unmöglich machen. Um diese doch noch zu erreichen, müssen die Abschlüsse im Verlauf der persönlichen Biografie auf oft mühsame Weise nachgeholt werden:

Ich wollte eigentlich bei dem AMS meinen Schulabschluss machen und danach weiter eine Lehre suchen. Ich will nicht mit schlechten Zeugnissen eine schlechte Lehre, da mache ich lieber meinen Schulabschluss neu. Ich habe schlechte Noten.

Generell zeigen die Berichte, dass es für die wenigsten einfach gewesen ist, eine Lehrstelle zu finden. Auf Bewerbungsschreiben gab es zunächst nur Absagen oder es scheiterte an der Hürde Bewerbungsgespräch. Dafür machen die unter 20-jährigen männlichen Jugendlichen in einer Diskussion untereinander vor allem ihre eigenen Leistungen, ihre schlechten Noten oder das Fehlen von Schulabschlüssen verantwortlich. Bessere Noten in den Abschlusszeugnissen hätten auch zu besseren Chancen geführt und jetzt, mit 17 oder 18 Jahren Lebenserfahrung, wüssten sie, dass sie in der Schule mehr hätten investieren müssen:

Ich hab' in der Schule einfach damals nichts auf die Reihe gekriegt. Hat mich nicht interessiert. Jetzt muss ich da in dem Kurs die Schule nachmachen, sonst kann ich mich nicht mal bewerben. [...] Wenn ich es noch mal machen könnte, würde ich es anders machen, sicher!

Diskriminierung oder Vorurteile gegenüber männlichen tschetschenischen Jugendlichen wurde dabei nicht notwendigerweise als entscheidendes Problem bei der Arbeitssuche angesehen. Auch



die Ergebnisse der Erhebung des Österreichischen Jahrbuchs zu Migration und Integration zeigen, dass von den im Jahr 2022 befragten Zugewanderten aus der Russischen Föderation rund zwei Drittel angaben, bei der Arbeitssuche keine Diskriminierungserfahrungen gemacht zu haben. Sie lagen damit zum Teil deutlich unter den Werten zu Diskriminierungserfahrungen in Vergleichsgruppen (Statistik Austria, 2022b: 103). Dies könnte jedoch auch darin begründet sein, dass tatsächliche Diskriminierungserfahrungen anders gedeutet werden, um den eigenen Selbstwert zu schützen (Luimpöck & Wild, 2020). Misserfolge werden dementsprechend eher auf Pech oder die mangelnde Qualität ihrer Bewerbungen zurückgeführt:

- *Ich habe mich zur selben Zeit wie ein Mädchen in einer Firma beworben. Sie wurde genommen. [...] Ich habe keine Antwort bekommen.*
- *Vielleicht liegt das auch am Russisch. [...] Ich hatte in der Hauptschule gute Noten. Es gibt viele Gründe. Vielleicht haben sie schon jemanden.*
- *Oder vielleicht ist jemand besser.*
- *Ich denke aber nie gleich, dass sie diskriminieren. Daran denke ich nicht einmal. Vielleicht war meine Bewerbung nicht gut oder so.*
- *Kann auch sein ...*

Allen Teilnehmenden wurde an einem Punkt in ihrer jeweiligen Biografie bewusst, welche Bedeutung eine gute Ausbildung mit entsprechendem Abschluss für die wirtschaftliche Eigenständigkeit, aber auch die soziale Integration in Österreich hat. Hier zu investieren, ist auch ein zentraler Ratschlag, den sie ihren Landsleuten geben würden:

Fange eine Ausbildung an, dass man sich wirklich ausbildet. Dass man unter unterschiedliche Leute kommt, einfach nur, dass man die verschiedenen Aspekte und auch die verschiedenen Leute kennenlernt, weil das sehr hilft, auch mit dem Umgang und auch mit dem Leben untereinander in der Gesellschaft.

5.3 Arbeit und Beruf: Erfahrungen, Perspektiven und Wünsche

In den einleitenden Grundsätzen zum „Handlungsfeld Arbeit und Beruf“ verdeutlicht der „Nationale Aktionsplan für Integration“ (NAP.I) die besondere Bedeutung, die erfolgreicher Teilnahme an der Erwerbsarbeit für erfolgreiche Integration zukommt. Berufstätigkeit wird als der „Schlüssel für einen erfolgreichen Integrationsprozess“ schlechthin betrachtet und „wirtschaftliche Selbsterhaltungsfähigkeit“ als „wesentlicher Solidarbeitrag und für die gesellschaftliche Partizipation unverzichtbar“ definiert (BKA: 20). Die Mehrheit der Migrant:innen teilt diese Auffassung. Gerade für jene, die in Österreich auf kein Finanz- oder Netzwerkkapital zurückgreifen können, wird „eine Arbeit haben“, am Erwerbsleben teilnehmen zu können, zum alles andere überragenden Lebensziel. Gleichzeitig sind Arbeit und Beruf der Bereich ihrer Lebenswelt, wo sie



am intensivsten mit anderen Gruppen und der Kultur der Mehrheitsgesellschaft in Berührung kommen, aber auch das Feld, wo sie sich selbst und ihre Erwartungen und Träume an übergeordnete Realitäten anpassen müssen.

Auch die österreichische Berufs- und Arbeitswelt ist einem tiefgreifenden Wandel unterworfen. Für die Zukunft erwarten Wirtschaftsprognosen zwar keinen Rückgang der Beschäftigung, insgesamt aber eine weitere Verschiebung vom Produktions- zum Dienstleistungssektor, eine „Tertiärisierung“ hin zu einer Zunahme hoch qualifizierter Tätigkeiten und eine Verschiebung bereits bestehender Tätigkeiten und Berufsbilder in Richtung komplexerer Anforderungen und höherer Qualifikation. Einfache manuelle und administrative Jobs werden zunehmend verschwinden, die kognitiven, sozialen und sprachlichen Anforderungen werden in allen Berufen steigen (ICMPD, 2019b: 49 f.). Die Arbeitsplätze der Zukunft werden sich vor allem in den MINT-Berufen finden, in der IT- und Kommunikationsbranche, im Gesundheits- und Pflegebereich, im Tourismus und Gastgewerbe, aber nach wie vor auch im verarbeitenden Gewerbe und im Baugewerbe. Der Wandel der Arbeitswelt betrifft aber nicht nur Berufsbilder und Sektoren, sondern auch ganz generell den „Sozialraum Arbeitsplatz“. Die Flexibilisierung von Beschäftigungsmodellen, variable Arbeitszeiten, Teilzeit, Homeoffice und hybride Strukturen bringen zwar Vorteile gerade für junge Mütter und Berufsanfänger:innen, sie verringern aber auch die Kontakt- und Interaktionsdichte innerhalb des „Integrationsmotors Arbeitsplatz“.

Eckert und Beyer (2014: 4 ff.) benennen die „Erwerbsarbeit“ und das „Privatleben“ als die wesentlichen zwei Sphären der Lebenswelt eines Menschen, die in Verbindung stehen und sich gegenseitig bedingen. Individuelle Vorstellungen von „guter Arbeit“ korrespondieren mit Vorstellungen bezüglich eines „guten bzw. gelingenden (Privat)lebens“. In der wirklichen Lebenswelt bleiben diesbezügliche Konflikte nicht aus. Ansprüche an Arbeit und Privatleben lassen sich nicht immer in Einklang bringen und erfordern gerade von Migrant:innen, deren Situation durch schlechtere Ausgangsbedingungen auf dem Arbeitsmarkt und das Fehlen unterstützender Netzwerke im Privaten bestimmt ist, Kompromisse und Adaption der eigenen Wünsche an eine fordernde Realität.

Ausbildung, Adaption und Dequalifikation

Unter den an der vorliegenden Studie Beteiligten fanden sich sowohl – vor allem weibliche – Angehörige der ersten Zuwander:innen-Generation als auch Personen, die entweder als Kinder nach Österreich gekommen waren oder bereits in Österreich geboren wurden. Ihre jeweiligen individuellen Erfahrungen entsprachen häufig den aus der Forschung bekannten Mustern. Die erste Generation kann ihre in Tschetschenien erworbenen Qualifikationen aufgrund nicht kompatibler Bildungs- und Ausbildungssysteme, fehlender Sprachkenntnisse und der wirtschaftlichen Notwendigkeit, auch unqualifizierte Arbeit anzunehmen, kaum verwerten und ist stark von Dequalifizierung betroffen. Für die Angehörigen verbessert sich die Ausbildungssituation oft in



Richtung mittlere Bildungsniveaus, diese steigern aber nicht unbedingt die Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Die oben erwähnte mehrfache Benachteiligung bestimmter migrantischer Milieus prägt auch die Arbeitsmarkt- und Erwerbssituation der zweiten Generation (Stadlmayr, 2012: 2). Trotz Überwindung der Sprachbarriere und des Erwerbs von österreichischen Bildungsabschlüssen wirken „sozialer Status“ und „kulturelles Kapital“ des Elternhauses fort (Weiss & Unterwurzacher, 2007: 241), daneben scheinen aber auch die existierenden Stereotype gegenüber Tschetschen:innen Erwerbsaufnahme und -karrieren negativ zu beeinflussen. Als Reaktion darauf nannten die Teilnehmenden auch ihr Bemühen, sich beruflich selbstständig zu machen.

Für Angehörige der ersten Generation verhindern Schwierigkeiten bei der Anerkennung formeller Abschlüsse und die fehlende praktische Verwertbarkeit von in Tschetschenien gemachter Berufserfahrung in der Regel die Aufnahme adäquater Beschäftigung und führen so zu oft dauerhafter Arbeit auf einem niedrigeren Qualifikationsniveau:

Es ist nicht mein richtiger Job. [...] Ich habe zwei Universitätsabschlüsse gemacht in meiner Heimat. [...] Mir wurde gesagt, dass russische Diplome hier nicht gelten.

Wirtschaftliche Notwendigkeit führt aber auch dazu, dass sowohl Angehörige der ersten als auch der zweiten Generation dem raschen Berufseinstieg Vorzug gegenüber einer längeren Suche nach ausbildungsadäquater und damit auch langfristig besser bezahlter Beschäftigung geben müssen:

Ich habe Geld, damit ich mich selbst finanzieren kann. Aber ich hätte schon gerne in dem Bereich gearbeitet, in dem ich auch den Abschluss gemacht habe.

Regelmäßig müssen die eigenen Aspirationen an eine fordernde Wirklichkeit angepasst werden. Umwege auf dem Bildungsweg bedeuten aber nicht unbedingt einen Abstieg, sondern können durchaus zu einem erfüllenden Berufsleben führen:

Das Schulsystem habe ich nicht wirklich gekannt und ich habe ganz spontan das Oberstufenrealgymnasium ausgesucht und dort angefangen, also die Aufnahmeprüfung geschafft. Schritt für Schritt habe ich dann gemerkt, dass das nichts für mich war. [...] Nach ein paar Jahren Schule habe ich dann festgestellt, dass ich eine Lehre als IT-Techniker machen will. Ich habe mich dann bei meinem jetzigen Dienstgeber beworben und die Aufnahmeprüfung geschafft und jetzt arbeite ich seit zehn Jahren hier.

Obwohl die typischerweise schlechteren ökonomischen und sozialen Startbedingungen manch ehrgeizigen Karriereplan zunichtemachen, verlieren die an der vorliegenden Studie Beteiligten ihre ehrgeizigen Ziele nicht unbedingt aus den Augen und sind bereit, all ihre Ressourcen in Aufstieg und berufliches Weiterkommen zu investieren:

Ich arbeite Teilzeit. Da bleibt mir halt genug Zeit fürs Lernen. Die Kinder sind dann im Kindergarten und ich habe auch Homeoffice. Also da bleibt mir eben noch Zeit. Deshalb



habe ich das Studium begonnen, weil ich wollte schon sehr lange studieren. Aber das ist halt schwierig, weil das kostet auch. Und als Alleinerziehende hat man nicht sehr viel Geld.

Mehrfachbelastung und die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie

Wie bei anderen einkommensschwachen Migrant:innen-Gruppen auch sind Kinderbetreuung und Vereinbarkeit von Familie und Berufstätigkeit ein unmittelbares und nur schwer zu lösendes Problem. Familiäre Netzwerke – z. B. Großeltern – fehlen oft genauso wie die finanziellen Mittel, um die Betreuung anderweitig zu organisieren. Betreuungsangebote der öffentlichen Hand sind daher besonders wichtig:

Wir haben in Wien ganz gute Kinderbetreuung. Der Mittlere, der war in der Kinderkrippe. Da habe ich nur 20 Stunden gearbeitet. Ich habe vier Stunden am Tag gearbeitet, dann habe ich ihn um eins oder so immer abgeholt. Das war eigentlich kein Problem. Mit dem Kleinen war es dann schon ein bisschen schwierig, als ich dann die weiterführende Ausbildung gemacht habe, weil diese oft bis 17:30 Uhr gedauert hat.

Gerade auf den Müttern lastet besonderer Druck, selbst wenn Betreuungsmöglichkeiten bestehen:

Ich glaube, ich habe keine Zeit, um über diese Situation nachzudenken. Ich habe zwei Jobs, arbeite immer.

Das kann mitunter auch bedeuten, dass sie ihre eigene Erwerbstätigkeit nicht fortführen können:

Die Kinder hatte ich schon, als ich angefangen habe. [...] Aber mein Mann war arbeitslos. Deswegen konnte ich die Abendschicht noch machen. Jetzt hat er einen guten Job bekommen. Darauf wollte er nicht verzichten und deswegen musste ich dann aufhören.

Der Arbeitsplatz als Ort positiver Erfahrungen

Ungeachtet aller Härten des Erwerbslebens werden in den berichteten Erfahrungen der jeweilige Arbeitsplatz und die Zusammenarbeit mit Kolleg:innen und Vorgesetzten als Lebensbereiche voll auffallend positiver Erfahrungen geschildert. Erwerbstätigkeit scheint tatsächlich der zentrale Ort erfolgreicher sozialer Integration zu sein und wird im subjektiven Empfinden auch als solcher erlebt:

Ja, wir haben wirklich von überall Leute. Wir haben eine Russin, wir haben einen Deutschen, wir haben ein paar Österreicher, Serben. Alle möglichen. Wir kommen und gehen. [...] Aber das Klima bleibt trotzdem familiär und man kann aufeinander zählen und das hat man schon gespürt.

„Akzeptiert sein“, „sich austauschen“, „mit anderen gemeinsam etwas erreichen“, „im Team arbeiten“, „zu helfen und Hilfe zu bekommen“ usw., die typischen Beispiele für die positive Rolle



von Erwerbsarbeit in Lebenswelt und Lebensführung finden sich in den Berichten vieler Teilnehmender, auch wenn Gehalt und sozialer Status der Arbeitsstelle selbst nicht hoch sein mögen:

Das war die erste Stelle, die mir wirklich ein Vorstellungsgespräch geschickt haben. Mein Arbeitgeber ist ja sehr individuell. Die nehmen, egal wen, auf. Denen geht es nicht um Kopftuch, denen geht es nicht um Religion. Das ist denen egal. Als Mensch zählt man dort bei meinem Arbeitgeber. Das liebe ich. Es ist immer noch so.

Die Erfahrungen von Kollegialität und wechselseitiger Unterstützung erstrecken sich auch auf die Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft, auf die „österreichischen“ Kolleg:innen, was positive Selbstwahrnehmung und Selbstbewusstsein noch zusätzlich zu stärken scheint:

Also bei mir sind 99 Prozent der Kollegen gebürtige Österreicher und das sind wirklich sehr nette Menschen. Falls die Hilfe brauchen, kommen sie meistens zu mir. Sie sagen das auch direkt, dass sie lieber zu mir kommen als zu den anderen. Für mich ist das kein Problem und mittlerweile bin ich auch ziemlich kontaktfreudig und kaum schüchtern. Ich verstehe mich mit jedem gut.

Besonders betont wird die Unterstützung und Hilfestellung durch die Vorgesetzten und Chef:innen. Diese scheinen sich regelmäßig und weit über das zu erwartende Maß hinaus um das Wohl auch ihrer tschetschenischen Mitarbeiter:innen zu kümmern. Sie helfen bei der Überwindung von Ausbildungsdefiziten, unterstützen bei der Lösung betriebsinterner und externer Probleme, investieren auch in Gesundheitsvorsorge und Burn-out-Prävention und helfen auf dem weiteren Ausbildungsweg und bei der Jobsuche. Vor allem sind sie aber Ansprechpartner:innen, die für ihre Mitarbeiter:innen auch außerhalb von Aufgabenerledigung und Dienstzeit da sein wollen:

Ich habe zum Beispiel in der Arbeit meinen Abteilungsleiter, der ist wirklich ein sehr guter Mensch mit großem Herz, würde ich sagen. Und egal ob man um 21:00 Uhr am Abend oder um 00:00 Uhr anruft, er hilft immer, soweit er kann.

Diskriminierungserfahrungen auf dem Arbeitsmarkt

Im Wesentlichen hatten die Teilnehmenden der vorliegenden Studie in ihrer eigenen Wahrnehmung nur eine einzige Diskriminierungserfahrung gemacht, nämlich negative Reaktionen auf das Kopftuchtragen muslimischer Frauen. Diese haben allerdings eine tiefgreifende Auswirkung auf die individuellen Möglichkeiten zur Teilnahme am Erwerbsleben. Europaweit erfahren muslimische Frauen, die Kopftuch tragen, ein erhöhtes Diskriminierungsrisiko im Arbeitsleben (Antidiskriminierungsstelle des Bundes, 2016) und diese Erfahrung hatten auch viele der Interviewpartnerinnen der vorliegenden Studie gemacht. Das Tragen des Kopftuchs verhinderte in einer Reihe von Fällen die Einladung zum Bewerbungsgespräch, verunmöglichte eine Anstellung oder führte schlussendlich zu einer Kündigung:



Ich habe mich schon daran gewöhnt, diese Absage zu sehen. Es ist schon so schlimm geworden, dass man sich daran gewöhnt, obwohl es nicht der Fall sein sollte. Das Kopftuch ist nur ein Stück Stoff, was ich auf meinem Kopf trage. Für viele Firmen ist es ein No-Go. Sie denken, sie bekommen keine Kunden, wenn da eine Kopftuchträgerin arbeitet.

Aus den berichteten Erfahrungen wird deutlich, dass dabei die (potenziellen) Dienstgeber:innen selbst kein wirkliches Problem mit dem Kopftuch gehabt hätten, aber gefürchtet hätten, dass Kund:innen und Klient:innen daran Anstoß nehmen würden und das „schlecht fürs Geschäft“ sein könnte. Dabei scheint es gerade in der Privatwirtschaft erhebliche Unwissenheit über die Bestimmungen des Gleichbehandlungsgesetzes (GlBG) zu geben, sprich: wann eine Schlechterbehandlung aufgrund des Tragens eines Kopftuches aus religiöser Überzeugung verboten ist bzw. in welchen Fällen sich ein Unternehmen auf weltanschauliche und religiöse Neutralität berufen darf (Gleichbehandlungsanwaltschaft, 2018):

Ich habe sehr viele Einladungen bekommen. Und ich hatte mindestens zwei oder drei Mal [...], wo ich eingeladen wurde, sehr optimistisch hingegangen bin, weil das Gespräch am Telefon sehr gut gelaufen ist und ich konnte sehen, sobald sie mich sehen mit Kopftuch dieser Äh-Moment. Ich will nicht sagen, es ist jetzt nicht so, dass die auf einmal feindlich waren. Nein. Aber sie haben so verloren ausgesehen.

Auch manche Betroffenen scheinen nur wenig auf diese Situation vorbereitet gewesen zu sein, da das Kopftuch in der Schule kaum als problematisch erachtet worden wäre. In der Arbeitswelt versuchen potenzielle Dienstgeber:innen, durchaus pragmatisch auf die Situation der Betroffenen einzugehen und Lösungen anzubieten, was aber im Fall einer strengen Auslegung der Verpflichtung zum Kopftuchtragen durch Letztere nicht immer gelingt.

Und dort beim Vorstellungsgespräch haben Sie zu mir gesagt: Es ist eigentlich alles super, sie würden mich auch gerne aufnehmen, und so weiter, aber der einzige Haken wäre, dass ich während der Parteizeiten kein Kopftuch anhaben soll. Wenn die Parteizeiten zu Ende sind und ich bin alleine im Büro, dann darf ich natürlich gerne das Kopftuch anhaben. Und das hat mich sehr demotiviert.

Allerdings findet das Kopftuchtragen auch unter den Tschetschen:innen selbst nicht nur Zustimmung, vor allem dann, wenn es den Eintritt ins Berufsleben erschwert:

In meiner Familie oder Verwandten, macht die Frau alles, sie kann arbeiten, die Schule besuchen oder die Uni. Jetzt macht die Frau alles. Das Einzige ist, dass in letzter Zeit viele von uns mit Kopftuch sind. Zum Beispiel in meiner Familie tragen wir das nicht. Ich trage ein Tuch, aber nicht ganz, nur hinten. Jetzt möchten die jungen Mädchen lieber dieses ganze Kopftuch tragen. Ich denke immer: Du musst erst einmal einen Job finden oder etwas lernen.



Aus solchen Überlegungen heraus hatte sich auch die eine oder andere Teilnehmerin der vorliegenden Studie dazu entschieden, auf das Kopftuch zu verzichten, um ihre Chance auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen:

Und wenn du noch dazu ein Kopftuch trägst, hast du keine Chance. Und dann habe ich das Kopftuch letztes Jahr ausgezogen und dann bekam ich sofort eine Zusage.

Bemerkenswert ist jedenfalls, dass keine der Teilnehmerinnen rechtliche Schritte unternahm, wenn sie sich aufgrund des Kopftuchs bei der Bewerbung oder Beschäftigung diskriminiert gesehen hatte. Sie versuchten, einen Job zu finden, wo das Kopftuch akzeptiert war, oder nahmen nicht am Erwerbsleben teil oder, wie obiges Beispiel zeigt, verzichteten gänzlich auf das Tragen des Kopftuchs.

Arbeitsleben und das Erreichen von Wünschen, Träumen und Zielen

Die berichteten Erfahrungen zeigen, dass es vielen in erster Linie einmal um Teilhabe am Arbeitsmarkt überhaupt geht, um ein eigenes Einkommen und um wirtschaftliche Selbstständigkeit. Letztere soll vor allem auch den Kindern zugutekommen, die nicht dieselben wirtschaftlichen Entbehrungen erleben sollen wie die ältere Generation:

Ich möchte nicht, dass der finanzielle Aspekt ein Grund ist, dass das Kind zum Beispiel nicht auf einen Ausflug kann, oder wenn es dann einmal irgendwo ausgeht oder wenn es sagt, seine Freunde haben Geburtstag und es kann kein Geschenk besorgen, oder wenn sie irgendwo dann ausgehen etwas essen.

Es wird vor allem für die Kinder und deren bessere Zukunft gearbeitet. Eigene Aspirationen werden diesem Ziel untergeordnet:

Am Ende wollen ja alle dasselbe. Tschetschene Eltern wollen eigentlich genau das, was auch die österreichische Gesellschaft oder der Staat oder die Schule möchte. Die wollen, dass die Kinder ein gutes Leben führen, dass sie ein sicheres Leben führen, dass sie finanzielle Stabilität haben, dass es ihnen gut geht, dass sie eine gute Ausbildung bekommen. Es will ja jeder dasselbe. Keine Eltern sagen: „Ich will, dass mein Kind den Bach runtergeht.“

Meine Arbeit machen. Meine Kinder sollen gut lernen, sie sollen auf sich aufpassen. Das wünsche ich mir. Gesundheit natürlich auch. Für jeden Gesundheit und viel Liebe. Ja, das war es. Mehr erwarte ich mir nicht, weil ich muss dafür alles machen, ich muss dafür kämpfen. Wenn ich keinen Bock habe, bekomme ich auch nichts.

Dennoch gibt es auch bei Vertreter:innen der hart arbeitenden ersten Generation Wünsche nach beruflicher Veränderung, nach einer Tätigkeit, die mehr erfüllt und einen beruflichen Aufstieg verheißt:



Ich habe mir bis jetzt nie überlegt, dass ich etwas im Leben ändern will. Auch beruflich nicht. Ich mag es, wie es läuft. Aber langsam denke ich mir, vielleicht ein bisschen mehr, vielleicht noch eine Ausbildung dazu. Aber ich versuche, das ein bisschen langsam anzugehen.

Die jüngere Generation, die zum Teil bereits in Österreich geboren wurde und jedenfalls das heimische Bildungssystem durchlaufen hat, hat oft durchaus ehrgeizige Ambitionen, was die eigene Position, aber auch die Teilhabe an der Gesamtgesellschaft betrifft:

Mein großes Ziel ist, das Studium fertig zu machen, selbstständig zu sein und Frauen zu helfen. Das wäre jetzt so das Ziel.

Die männlichen Jugendlichen sehen ihre beruflichen Ziele ganz pragmatisch im Zusammenhang mit anderen Lebenszielen, wie eine „*eigene Wohnung haben*“, sich ein „*Auto leisten können*“ und eine „*Familie gründen*“. Die Lebensziele umfassen auch eine mögliche Rückkehr nach Tschetschenien, „*Mein Traum war schon immer, wenn ich einmal Einkommen haben sollte, will ich schon wieder zurück in mein Heimatland*“, oder den Umzug in ein komplett anderes Umfeld, „*Ich will da leben, wo Urlaubswetter ist. Schönes Wetter und Strand.*“

5.4 Soziales Umfeld, Sichtweisen und Werthaltungen

Werte bzw. Wertorientierungen spielen in der Lebenswelt eine zentrale Rolle. Als „Vorstellungen über das Wünschenswerte“ umfassen sie die dem Menschen zur Verfügung stehende und „verinnerlichte“ Instrumente zur Einschätzung individueller und kollektiver Realität bzw. zur Identifikation möglicher Handlungs- und Verhaltensoptionen in Hinblick auf das Ideal eines „guten“ oder „gelingenden“ Lebens. Die subjektive Dimension unterscheidet sie auch von Normen, die als rechtlich bzw. gesellschaftlich sanktionierte Regeln nicht unbedingt verinnerlicht sein müssen, um wirksam zu sein (Welzel, 2023). Normen *muss*, Werten *will* gefolgt werden. Werte prägen aber nicht nur das Individuum, sie sind auch Träger kultureller Identität für Gruppen und ganze Populationen. Somit bestimmen sie auch das jeweilige soziale Umfeld und „Sozialleben“. Sie werden dabei aber weder von allen Gruppenangehörigen geteilt, noch sind sie für immer unveränderlich, bei grundsätzlicher Änderung der Lebensumstände geraten auch die Wertorientierung unter Anpassungsdruck und machen einen Wertewandel notwendig. Dieser vollzieht sich in der Regel aber weder linear über die Zeit noch homogen über das gesamte Wertesystem oder alle Angehörigen einer Gruppe oder Generation. Beharrung, Re-Traditionalisierung und Ingroup- bzw. Generationenkonflikte sind für den Wertewandel ebenso typisch wie Adaption, Emanzipation und Veränderung. Migrantische Milieus sind von diesen Mustern häufig noch stärker betroffen als nicht migrantische. Migration und Integration konfrontieren eigene mit grundsätzlich anderen Wertesystemen, die ihrerseits von Wandel betroffen sind. Die daraus resultierende Notwendigkeit zur mehrfachen Anpassung ist fordernd und bietet gleichzeitig eine Erklärung, warum der Wertewandel innerhalb migrantischer Milieus von mehr Konflikten,



stärkeren Diskussionen und mehr Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet ist als in der nicht migrantischen Bevölkerung.

Damit verbunden ist eine weitere Herausforderung. Migrant:innen-Gruppen sind nicht nur hinsichtlich ihrer individuellen Biografien und soziokulturellen Merkmale heterogen, sondern auch was ihre Einstellungen, Sichtweisen und Wertvorstellungen betrifft. Im Abschnitt 2.3 wurden die sogenannten Sinus-Milieus als ein Ansatz vorgestellt, der es erlaubt, die resultierende Komplexität sowohl umfassend als auch systematisch darzustellen. Das Sinus-Migrantenmodell, das das erste Mal 2018 für Deutschland erstellt wurde, ist in seinen wesentlichen Erkenntnissen auch auf Österreich anwendbar. Es zeigt, dass der Anteil „statusbewusster Performer“ mit guten Sprachkenntnissen und erfolgreicher Bildungs- und Arbeitsmarktintegration ebenso zunimmt wie die „Prekarisierung“ der sozial schwachen migrantischen Bevölkerung mit damit verbundener „Abwendung“, „Resignation“, „Rückzug in Enklaven“ und „Hinwendung zur Herkunftskultur“ (vhw, 2018: 15 f.). Auch die im Rahmen der vorliegenden Studie gemachten Selbstaussagen deuten Ähnliches innerhalb der tschetschenischen Community in Österreich an und zeigen gleichzeitig das Spannungsverhältnis zwischen Anpassung und Modernisierung auf der einen und Rückbesinnung auf traditionelle Werte und Religiosität auf der anderen Seite.

Für Österreich bietet das „Statistische Jahrbuch Migration & Integration 2022“ erstmals einen Einblick in subjektive Einschätzungen und Sichtweisen von Staatsangehörigen aus der Russischen Föderation – von denen ja ein großer Teil tschetschenischer Abstammung ist – zum Integrationsklima und auf Basis quantitativer Daten. Mit rund 70 % Zustimmung gehören Zugewanderte aus der Russischen Föderation mit zu den Befragten, die das Zusammenleben verschiedener Gruppen in Österreich am positivsten bewerten. Sie sahen dabei auch überdurchschnittlich oft eine Verbesserung des Zusammenlebens im öffentlichen Raum, an Arbeitsplatz, Schule oder Ausbildungsstelle, im Wohnumfeld und in der Nachbarschaft. Rund 82 % der Befragten fühlten sich eher Österreich zugehörig als dem Herkunftsland (mit einer der höchsten Werte der Zugehörigkeit zu Österreich unter allen befragten Migrant:innen-Gruppen). Rund 54 % von ihnen, und dabei vor allem die jüngeren Befragten, sahen ihre persönliche Lebenssituation in den letzten drei Jahren verbessert. Gleichzeitig berichteten rund 40 % der Befragten über regelmäßige bzw. gelegentliche Diskriminierung. Sie lagen mit ihren Erfahrungen damit allerdings hinter jenen von anderen Gruppen mit jüngerer Migrationsgeschichte wie Zugewanderte aus Afghanistan oder Syrien. Rund 77 % der russischen Befragten zeigten sich mit der österreichischen Lebensweise im Allgemeinen einverstanden. Schlussendlich sagten rund 20 % der Befragten, dass sie ihr Leben allein an der österreichischen Lebensweise orientieren würden, während rund 74 % versuchten, die österreichische Lebensweise mit der tschetschenischen zu verbinden (Statistik Austria, 2022b: 90 ff.). Aufstiegs- und Diskriminierungserfahrungen, ein starkes Bekenntnis zu Österreich als neuem „Zuhause“ und der gleichzeitige Versuch, die beiden Lebensweisen zu verbinden, bestimmen auch



die Lebenswelt vieler der Teilnehmenden der vorliegenden Studie und prägen ihr soziales Umfeld und ihre einschlägigen Wertvorstellungen und Sichtweisen.

Eine noch tiefer gehende statistische Analyse von Einstellungen und Sichtweisen zu Fragen der sozialen und normativen Integration bietet die quantitative Basisbefragung von Migrant:innen im Rahmen eines 2022 erstmals durchgeführten „Monitorings zur Erfassung des-/integrativer Entwicklungen in Migrationsmilieus“ in Österreich (Güngör, Assad & Weigl, 2023: 64 ff.). Die Befragung enthielt Fragen zu „Familien- und Geschlechterrollen“, „Kontakten und Freundschaften“, „Politik und Institutionen“, „Religion“ und „Gewaltbereitschaft“. In ihren Antworten befürwortete eine klare Mehrheit der russischen Befragten bezüglich der Familien- und Geschlechterrollen, dass Frauen am Arbeitsmarkt „finanziell gleichgestellt“ sein sollten (rund 95 % der Befragten) und dass Buben und Mädchen eine „gleichberechtigte Ausbildung“ erhalten sollten (rund 83 %). Dennoch waren rund 45 % von ihnen der Auffassung, dass „der Mann die Familie nach außen repräsentiere“, und immerhin rund 24 %, dass sie den Lebensstil der österreichischen Frauen „als zu freizügig“ empfänden. Lediglich rund 45 % verneinten, ein Problem damit zu haben, sollte ein „nahes Familienmitglied schwul oder lesbisch“ sein. Die meisten hatten regelmäßigen Kontakt zu Österreicher:innen und zählten diese auch zu ihrem Freundeskreis, neben Personen aus dem Herkunftsland bzw. einem anderen Land. Rund 75 % der russischen Befragten bekannten sich zur Demokratie „als beste Staatsform“, fühlten sich durch österreichische Politiker:innen besser vertreten als durch jene ihres Heimatlandes (rund 72 % der Befragten) und hatten bemerkenswerterweise sogar ein etwas höheres Vertrauen in die Institutionen als die Österreicher:innen selbst. Dabei bestätigten aber immerhin rund 26 % die Aussage, dass ein Staat einen „starken Führer“ haben sollte, der sich „nicht um Wahlen und Parlament kümmern muss“. Demgegenüber befürworteten nur rund 8 % der Befragten der russischen Föderation einen „religiösen Gelehrten“ an der Spitze des Staates und lediglich rund 11 % befanden, dass ein Staat nach religiösen Gesetzen organisiert sein sollte. Gleichzeitig waren rund 83 % von ihnen der Auffassung, dass es nicht erlaubt sein sollte, „sich öffentlich über Religion lustig zu machen“. Gewalt als Mittel zur Problemlösung wurde von einer deutlichen Mehrheit der Befragten der Russischen Föderation abgelehnt. Rund 87 % von ihnen stimmten zu, dass Gewalt „nichts bringe“ und „keine Probleme löse“. Etwas weniger – rund 74 % – verneinten die Legitimität von Gewalt auch für den Fall, dass die „Ehre“ des/der Befragten oder seiner/ihrer Familie beleidigt würde.

Laut einer anderen Umfrage aus dem Jahr 2017 bezeichneten sich 50 % der Tschetschen:innen in Österreich als „sehr gläubig“, das war der zweithöchste Wert unter allen muslimischen Zuwander:innen. 60 % unterstützten eine starke Rolle des Islam in der Gesellschaft, 36 % befürworteten die Berücksichtigung islamischer Rechtsvorschriften und 40 % fühlten sich aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit benachteiligt (Forstner et al., 2019: 22).



Während der im Rahmen der vorliegenden Studie geführten Interviews kamen viele der genannten Aspekte zur Sprache und die tschetschenischen Gesprächspartner:innen hatten die Gelegenheit, ihre jeweils eigenen Vorstellungen und Sichtweisen zu den Themenbereichen eingehender zu erklären. Die gesammelten Erzählungen einzelner Vertreter:innen der tschetschenischen Gruppe in Österreich präsentieren ihren eigenen und individuellen Blick auf diese Fragen und ergänzen auf diese Weise die oben genannten Ergebnisse repräsentativer Umfragen um eine subjektive Dimension.

Sichtweisen und Werthaltungen zu Familie und Geschlechterrollen

Die Rolle der Familie in der tschetschenischen Lebenswelt wurde bereits in Abschnitt 5.1 dargestellt. An dieser Stelle soll noch einmal spezifisch auf die zugrunde liegenden Sichtweisen und Werthaltungen eingegangen werden. Die besondere Bedeutung der Familie sehen die Gesprächspartner:innen einerseits in ihrem besonderen Ausdruck der tschetschenischen Kultur und Tradition, andererseits aber auch als Resultat von Krieg, Vertreibung und Neuanfang, wo die familiären Strukturen zur wichtigsten und oft einzigen Ressource zur Bewältigung von Verlusten und den schwierigen Lebensbedingungen in einem fremden Land wurden. Die Familie erscheint als die einzige Institution, auf die man stets zugreifen kann und deren Unterstützung einem sicher ist. Enge Familienbande helfen bei der Lebensgestaltung, vermitteln aber vor allem auch emotionalen Halt. Die Familie bleibt jedenfalls auch in Österreich und auch für die zweite Generation der zentrale Wert im Leben und das wichtigste Lebensziel.

Die an der Studie beteiligten jungen Männer wollten spätestens in ihren frühen Zwanzigern heiraten, „um die vier, fünf Kinder haben, damit die Familie nicht ausstirbt“, die Eltern als selbst empfundenen „Muss“ finanziell und anderwärtig unterstützen und sich in Familienplanung und -gestaltung an die tschetschenischen Traditionen halten.

Einer dieser Traditionen ist die entscheidende Rolle, die der Familie bei der Partner:innen-Wahl zukommt. Es gebe in Österreich zwar keine Praxis arrangierter Ehen mehr, die Eltern würden aber sehr wohl Vorschläge zur Partner:innen-Wahl machen und es sei auch üblich, diesen zu folgen bzw. sie zumindest ernsthaft in Erwägung zu ziehen, aber die Entscheidung letztendlich selbst zu treffen:

Es ist nicht so wie früher, wie vor 30, 40, 50 Jahren. [...] Bei uns gibt es keine Zwangsheirat, aber dass es vorgeschlagen wird, ist normal. Ich will schon meine Zukünftige sehen. Ich möchte ja den Rest meines Lebens mit ihr verbringen.

Als Begründung gilt die Tradition, aber auch die Überzeugung, dass interkulturelle Partnerschaften und Ehen einfach schlechter funktionieren würden:

Ich habe schon von vielen gehört, wenn es nicht die gleichen Landsleute sind, gibt es dann nur Probleme. Weil sie dich dann nicht so kennen, verstehen würden, wie mit den Kindern



umgehen oder mit der Familie. Ich kenne viele Tschetschenen, die so gelebt haben, aber die haben nur Probleme gehabt.

Gleichzeitig scheint sich auch in der Frage der Partner:innen-Wahl ein gewisser Wertewandel zwischen den Generationen zu vollziehen:

Die Kinder dürfen schon selber entscheiden, wie sie ihr Leben gestalten. Wenn sie jetzt zum Beispiel sagen, ein Mann, der Österreicher ist, ist okay, dann dürfen sie das von mir aus. Ich bin ganz anders erzogen worden, ich kann meinen Eltern auch keinen Vorwurf machen, weil die sind ja auch wieder ganz anders aufgewachsen in einer ganz anderen Gesellschaft. Diese Haltung kann man nicht einfach so ablegen, nur weil man irgendwo in einem anderen Staat lebt. Und ich glaube, dass ich da ganz anders an die Sache herangehen werde. Einfach viel offener, liberaler als meine Eltern.

Einstellung zu Geschlechterrollen

Der angesprochene Wertewandel betrifft auch die Auffassungen bezüglich erwünschter bzw. akzeptierter Geschlechterrollen in der Familie und im Leben allgemein. Naturgemäß betrachten viele der jüngeren Frauen Rollenbilder kritischer als die Männer bzw. als die ältere Generation, wünschen sich Veränderung und wollen diese auch durch externe Intervention und Beratung gefördert sehen. Eine Mutter formuliert diesbezüglich ihre Haltung und den Wunsch nach einer besseren Aufklärung über Gleichberechtigung für die Geschlechter durch Personen von außerhalb der Familie:

Für mich ganz wichtig ist die Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen. Dass von außen jemand kommt und sagt: „Du als Frau hast die gleichen Rechte wie der Mann.“ Es fehlt einfach, dass jemand kommt und das sagt, weil die sind einfach ganz anders groß geworden. Uns ist immer erzählt worden: „Du musst damit klarkommen.“

Dass Frauen arbeiten und am Erwerbsleben teilnehmen, wird weitgehend akzeptiert, auch von den männlichen Teilnehmern:

Ich habe eine Schwester, die hat zwar schon jugendlich [Anm.] geheiratet, hat dann aber noch eine Lehre [...] gemacht. Der Mann arbeitet auch, also beide arbeiten. Sie durfte auch alles frei entscheiden.

Für die Frauen sind Arbeit und ein eigenes Einkommen bzw. ein eigener Beitrag zum Familieneinkommen ohnehin zentrale Lebensziele:

Was ich mir unbedingt vornehmen möchte, ist, dass man weiterhin eine Arbeit hat. Ich möchte auch in Zukunft, wenn dann einmal Kinder da sind, was ich mir sehr wünsche, dass beide Eltern noch weiterhin berufstätig sind.



Dieses Maß an Akzeptanz für Gleichberechtigung findet sich aber nicht für alle Lebensbereiche gleich. Das traditionelle Bild des Mannes als „Beschützer“ und „Oberhaupt“ der Familie dient auch als Leitbild im Leben, zum Beispiel wenn junge Männer den Kampfsport unter anderen auch deswegen als wichtig erachten, „weil du dich selbst verteidigen und deine Familie beschützen kannst“. Die traditionelle Rollenverteilung wird mitunter auch von Frauen geteilt, vor allem wenn sie sich selbst als stark religiös verorten:

Im Feminismus haben wir vieles, wie zum Beispiel, wenn der Mann dir etwas sagt, dann musst du nicht auf ihn hören. Im Islam ist klar und deutlich der Mann das Familienoberhaupt und du hörst auf ihn. [...] Du hast gegenüber dem Mann natürlich auch deine Rechte, sodass er deine Rechte nicht verletzen darf. Aber die weichen ein bisschen von dem ab, was man heutzutage als selbstverständlich sieht. Es ist klar, dass du als Frau bei dem Kind bist, wenn das Kind geboren wurde.

Das traditionelle Bild des Mannes kann andererseits auch mit dem Tolerieren häuslicher Gewalt gegenüber Frauen und Kindern einhergehen. Von manch männlichem Teilnehmer als Einzelfälle benannt, berichten Frauen von eigenen diesbezüglichen Erfahrungen. In einem traditionell konservativen Kulturkreis würden Frauen dies oftmals einfach hinnehmen oder es würde ihnen selbst die Schuld am Verhalten der Männer gegeben.

Kultur und Traditionen

Die Fachliteratur betont die zentrale Rolle des traditionellen Normen- und Wertesystem (Adat) als „generationenübergreifendes, ethnokulturelles Normen- und Wertegerüst“ sowohl für die tschetschenische Volksgruppe in der Heimat als auch die tschetschenische Diaspora außerhalb des angestammten Landes (Güngör et al., 2023: 156). Das Gewohnheitsrecht hatte seine Bedeutung in der Regelung sozialer Ordnung trotz russischer Herrschaft und Rechtsordnung (Gendron, 2009; Souleimanov, 2014) und neben dem islamischen Recht niemals verloren (Layton, 2014: 94; Schmidinger & Schinnerl, 2009: 17). Wie bereits in Abschnitt 3.4 ausgeführt, regeln Adat-Traditionen weite Bereiche des sozialen Lebens, darunter auch Gastfreundschaft, Hilfsbereitschaft, Sippenhaft, Ehrenschatz und vor allem auch den Respekt vor den Älteren. Die Gesellschaftsstruktur zeigt eine patriarchalische Ordnung. Es besteht eine deutliche Trennung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Bereich und sie folgt einem traditionellen Familienmodell (Layton, 2014: 95 ff.; Souleimanov, 2014). Der traditionelle Verhaltens- und Ehrenkodex umfasst dabei auch über die Familie hinauswirkende Werte wie Tugendhaftigkeit, richtiges Benehmen, moralisches, ethisches Verhalten u. a. (Cremer, 2017: 29; Gendron, 2009).

In Bezug auf viele Bereiche ihrer Lebenswelt bestätigten die an der vorliegenden Studie Beteiligten die Bedeutung traditioneller und tradierter Wert- und Verhaltensvorstellungen vor allem in



Verbindung mit ihrer Geschichte, Kultur und Lebensweise. Nur wenige bezogen sich ausdrücklich auf den Adat:

Diesen Adat gibt es zu 100 Prozent zwischen uns, das ist unsere Tradition. Ich glaube das, weil die jungen Leute das zum Glück noch im Kopf haben [...] zum Glück sitzen beim Adat die älteren Menschen, die mit den jüngeren reden und ihnen sagen, wie sie ihre Schwierigkeiten beilegen sollen.

Gewohnheitsrecht und Verhaltensregeln gelten dabei nur für die Tschetschen:innen selbst und nicht für andere Gruppen in der Gesellschaft. Es fand sich in den Interviews demnach auch kein Sendungsbewusstsein, das die zitierten Werte als allgemeingültig propagiert hätte. Sie hätten allein für Tschetschen:innen Gültigkeit, für diese aber normativ. Vor allem die jungen Männer beschrieben in der Diskussion untereinander die gewohnheitsrechtlichen Traditionen als Teil ihrer Kultur und als traditionelle Regeln, an die sie sich als männliche Tschetschenen halten sollen und halten wollen. Sie sehen es als eine Art Aufwachsen im Sinne ihrer Vorfahren – wenn auch „weniger extrem“. Sie beobachten die älteren Tschetschenen und lernen von ihnen, wie man leben sollte. Das Befolgen der Regeln wird so auch zu einem wichtigen Lebensziel, das äußerlich über Ansehen und Status in der Gemeinschaft entscheidet und innerlich darüber, ob man den eigenen Erwartungen an eine „gelungene“ Lebensführung gerecht wird oder nicht:

- *Einen Tschetschenen macht aus, dass er seit Tag eins wie ein Tschetschene denkt.*
- *Kein Tschetschene weicht vom richtigen Weg ab. [...] Einfach zuhören, was die Eltern sagen, fertig.*
- *Es gibt keine Vorschriften. Uns sind Vorschriften egal.*
- *Wir sollen einfach unsere Pflichten erfüllen. Wenn es um die Arbeit geht, wenn es um das Zuhause sein geht. Für die Familie da zu sein, da die Pflichten eingehen. Einfach ein guter Sohn sein. Ein guter Freund. Einfach diesen Standard.*

Ein Gegensatz zur österreichischen Rechts- oder Werteordnung bestehe dabei nicht:

Unsere Kultur sagt nichts gegen das österreichische Gesetz.

Ein zentraler Aspekt, den alle Teilnehmenden hervorhoben, ist dabei die Rolle „der Älteren“ und ihre Bedeutung im sozialen Umfeld. Die Älteren in der Familie oder der Gemeinschaft haben großen Einfluss auf Ehe und Partner:innen-Wahl, werden aber auch zugezogen, um im Fall einer Scheidung das weitere Vorgehen zu regeln:

Das heißt, weil sie älter sind und auch eine gewisse Weisheit haben, die die Jüngeren vielleicht nicht haben, das ist so der Hintergrund. Dann setzen sie sich zusammen. Ich glaube, die zwei Parteien sitzen zusammen und sprechen dann. Sie besuchen dann beide Seiten und klären es mit ihnen ab, bis man dann zu einer Einigung kommt.



Sie werden auch in Fällen angerufen, die das Zusammenleben bzw. Konflikte und Streitigkeiten betreffen. Das betrifft aber keine gewichtigen Rechtssachen oder gar Straf- und Gewalttaten, für die das österreichische Recht und die Gerichte zuständig sind:

Ich glaube, unter Tschetschenen klärt man das auch nicht so mit der Polizei. Außer vielleicht in Extremfällen. Sondern man klärt das mit dem „Älterenrat“, dass man sagt, da ist das Problem passiert, da ist das passiert, das war nicht in Ordnung.

Bei anderen Themen, jetzt, wenn es irgendwelche Konflikte, Probleme gibt, dann hat man schon sehr Respekt vor dem (österreichischen) Gericht, also zum Beispiel Kinder, Bezugspersonen, Aufteilung oder so. Also bei solchen Dingen wird das natürlich auch akzeptiert, was das Gericht sagt.

Eng verbunden mit der Rolle der „Älteren“ ist „Respekt“ der am öftesten genannte Begriff im Zusammenhang mit dem tschetschenischen Wertesystem und als ein Wert, der unbedingt gelebt und an die nächste Generation weitergegeben werden sollte:

Für mich ist der Respekt gegenüber älteren Menschen wichtig. Wie man sich verhält. [...] Wie man redet. Nicht laut sein mit älteren Menschen. Wenn ältere Menschen hineinkommen, steht man auf und gibt den Sitzplatz ab, man sitzt normal und liegt nicht. Das ist für mich sehr wichtig.

Als ebenso wichtige Werte wurden *Gastfreundschaft, Hilfsbereitschaft, Großzügigkeit* und *das Zusammenkommen und gemeinsame Feiern* der tschetschenischen Kultur und Traditionen hervorgehoben. Das tschetschenische Werte- und Verhaltenssystem umfasst aber auch eine Reihe von „äußerlichen“ Verhaltensregeln, die befolgt werden müssen, um sich sittlich zu verhalten. Wieder leben die Älteren das richtige Verhalten vor und dienen als Vorbild für die Jüngeren:

- *Wenn ein älterer Tschetschene vorbeiläuft, also ein älterer Mann, dann begrüße ich ihn. [...]*
- *Deren Ausstrahlung, die Sachen, die sie tragen. Er zieht sich anständig an. Ein älterer Mann würde nicht mit Jogginghose und kurzer Hose herauskommen.*
- *Man muss seine Aura bedecken, die geht über die Knie und die Schultern. Und ich laufe auch nicht vor meinem Vater in Shorts herum. Das ist mir peinlich.*
- *Und oberkörperfrei auch nicht. Oder, man setzt sich nicht hin, wenn der Vater steht oder wenn ein Erwachsener ins Zimmer hereinkommt, stehst du immer auf.*
- *Oder, wenn deine Schuhe schmutzig sind, gehst du nicht zu einem älteren Tschetschenen hin.*

Generell spielen Bekleidungsvorschriften eine wichtige Rolle in der Außendarstellung der Familie. Das gilt insbesondere für die Frauen, die bei Nichtbefolgung der ungeschriebenen Regeln zum



Dresscode leicht in Verruf kommen und dies durchaus auch als Einengung ihrer persönlichen Autonomie empfinden können:

*Also von der tschetschenischen Kultur her gefällt mir nicht die Meinung aller anderen
Tschetschenen: „Ja, wenn ich mich jetzt so kleide, dann wird hinter meinem Rücken
geredet.“*

Als ebenso wichtig wird – in der Diskussion unter männlichen Jugendlichen – ein Bild von „Männlichkeit“ gezeichnet, das die Teilnehmer in der Tradition begründet sehen und das neben dem genannten „würdevollen Verhalten“ auch die Repräsentanz der Familie, den Schutz der Frauen und die Fähigkeit, sich selbst und andere zu verteidigen, beinhaltet. Das ist für die jungen Männer jedenfalls ein anzustrebendes Ideal:

- *Wen stört es, dass wir männlich sein wollen? [...]*
- *Viele mögen das nicht, dass wir so männlich sind, weil sie selbst keine Männer sind. Wenn du besser als manche Menschen bist, dann sind sie neidisch. Dann wollen sie es dir unbedingt ausreden. Weil sie das nicht sein können, aber gerne wären.*

Auch das Phänomen der „Sittenwächerei“, wobei verwandte und auch nicht verwandte männliche Mitglieder der Community das öffentliche Leben vor allem der jungen weiblichen Tschetschen:innen kontrollieren und Verstöße gegen die sittlichen Gebote sanktionieren (Güngör, Assad & Weigl, 2023: 97), kann in diesen Kontext gestellt werden. Aus der traditionellen Männerrolle lassen sich sowohl Berechtigung als auch Verpflichtung zu diesem Verhalten ableiten. Im Rahmen des traditionellen Rollenverständnisses *dürfen* und *müssen* tschetschenische Männer ihre Sorgfaltspflicht gegenüber Familienmitgliedern und Angehörigen der Gemeinschaft erfüllen, insbesondere Frauen und Mädchen beschützen, die Familienehre sicherstellen und die sittlichen Werte des „richtigen Lebens“ innerhalb der Gemeinschaft durchsetzen (Souleimanov, 2014; Layton, 2014). Letzteres bezieht sich nicht nur auf die weiblichen Mitglieder, auch die männlichen haben sich an diese Regeln zu halten.

Im Exil kommen noch weitere Aspekte hinzu, nämlich das Bedürfnis, einem befürchteten Identitätsverlust der Community mit dem Festhalten an Traditionen und sozialer Kontrolle zu begegnen, und die Möglichkeit für junge Männer, sozioökonomische Benachteiligung durch die Überhöhung ihrer sozialen Rolle zu kompensieren und auf diese Weise Prestige und Status zu erlangen. Das Phänomen ist den Teilnehmenden jedenfalls bekannt und es ist ihnen ebenso bewusst, dass es in der österreichischen Öffentlichkeit diskutiert und stark negativ betrachtet wird. Die eigene Haltung unter den jungen Teilnehmern ist weniger eindeutig und wurde in einer Diskussion unter jungen Männern entsprechend debattiert. Sittliche Regeln – sowohl für Mädchen als auch für Burschen – fanden dabei grundsätzlich Beachtung und nahe Verwandte oder Freunde



sollten auch Einfluss nehmen, allerdings lehnten sie das Eingreifen selbst ernannter Wächter von außen entschieden ab:

- *Das (Sittenwächter, Anm.) gibt es wirklich und das ist auch extrem nervig. Einfach unnötig.*
- *Wir interessieren uns nicht einmal dafür [...] Die bewachen die Sitten, Traditionen, Kultur.*
- *Aber wie sie das machen, ist auf jeden Fall sehr falsch.*

Daneben sei ein erzieherisches Einwirken auf Mädchen und Burschen vor allem dann angebracht, wenn sie vor möglichen negativen Einflüssen geschützt werden sollten, wie z. B. in der Öffentlichkeit Alkohol zu trinken oder sich an Orten aufzuhalten, an denen sie nicht sein sollten. Auch hier sollte dies jedoch vorrangig innerhalb des Familien- oder Freundeskreises geschehen und nicht durch das externe Eingreifen selbst ernannter Autoritäten:

Zum Beispiel, wenn sich wirklich einer gerade öffentlich nicht schön zeigt, mit Alkohol oder so, da geht man auf die Person zu und redet mit der Person.

Dass der „sittlich richtige Weg“ Burschen und Männern wesentlich mehr Freiheiten zugesteht als Mädchen und Frauen, wurde dabei allerdings nicht wirklich infrage gestellt. Umgekehrt sehen einige der älteren – und dabei vor allem die weiblichen – Studienteilnehmer:innen durchaus auch ein überhöhtes Festhalten an althergebrachten Traditionen, das sie auf das kollektive Bedürfnis zurückführen, die eigene Identität in der Fremde zu bewahren und dies über ein besonders striktes Einhalten der eigenen Verhaltensregeln erreichen zu wollen:

Weil das ist, was der ganze Witz ist, für die Leute in Tschetschenien selber sind wir hier zurückgeblieben. Die sagen, ihr haltet noch an Sachen fest, die macht man in Tschetschenien nicht mehr. [...] Also es ist, glaube ich, so eine typische Erscheinung von Leuten [im Exil], dass sie sich wiederum damit identifizieren, noch stärker. [...] Es ist eine Erscheinung aus der Angst heraus. Wir dürfen uns nicht verlieren. Und deswegen müssen wir unsere Stärke betonen.

Gleichzeitig sehen sie gerade bei den Jüngeren Veränderungen im Werte- und Verhaltenssystem, nicht im Sinne des Aufgebens von Kultur und Tradition, sondern in Hinblick auf eine Anpassung an die Wirklichkeit in der Gesellschaft. Diese vollziehe sich zwischen den Generationen, sei „verständlich“ und „natürlich“, beinhalte aber naturgemäß auch ein Stückweit den Verlust von Identität und Gemeinschaft:

Wir kennen nur das, was unsere Eltern uns jetzt sagen, aber viele schauen drüber hinweg und viele wollen diese Tradition auch irgendwie gar nicht haben. Was auch verständlich ist, denn, wenn man hier aufwächst, das sind eben ganz andere Traditionen, dann kommt das auch mit der Zeit. Das ist auch völlig verständlich. Sehr viele Erwachsene haben natürlich Angst, dass etwas verloren geht.



In diesem Zusammenhang wurde wiederholt der Wunsch geäußert: weniger Einengung und mehr Toleranz, vor allem aber auch das Überwinden von, wie sie es sehen, von vornherein falschen oder zumindest mittlerweile überkommenen Vorstellungen. Geschlechterverhältnisse, Rollenbilder und ein falsches Verständnis von Männlichkeit bedürften einer Neuorientierung und an dieser sollte auch aktiv innerhalb der Community gearbeitet werden.

Religion

In der Literatur wird neben der sippendemokratischen *Teip*-Ordnung und dem Gewohnheitsrecht ein spezifisches Bekenntnis zum Islam als dritte Säule der tschetschenischen Sozialordnung genannt, das auch im Exil ein fester Bestandteil tschetschenischer Identität bleibe und gegenüber dem Gewohnheitsrecht zunehmend eher an Bedeutung gewinne (Cremer, 2023). Die Zugehörigkeit zur eigenen Ethnie in Verschränkung mit dem muslimischen Glauben bleibe ein starker Identitätsmarker (Güngör et al., 2023: 156) und, wie die im Rahmen der vorliegenden Studie durchgeführten Interviews ebenfalls nahelegen, ein wichtiger identitätsstiftender Faktor in der tschetschenischen Lebenswelt in Österreich. Im heutigen Tschetschenien selbst existierten dabei sowohl die traditionelle Version eines Sufi-Islam als auch radikale Interpretationen (Albert, 2023: 32). Zustimmung zu Letzteren fand sich in keinem der Interviews, weder direkt noch indirekt, und unabhängig von Alter und Geschlecht. Es zeigte sich aber jedenfalls, dass der Glaube eine zentrale Rolle in der Lebenswelt der Teilnehmenden einnimmt und Glaube und Religion in ihrem Leben von großer Bedeutung sind, möglicherweise sogar die allerwichtigste Rolle spielen können:

Religion ist für mich auf jeden Fall sehr wichtig. Also das ist für mich das Allerwichtigste.

Den ersten Platz. Sehr wichtig. [...] Ich habe als Kind schon gebetet und gefastet. Aber Koran lesen konnte ich nicht. Jetzt lerne ich, auch den Koran zu lesen.

In den Erzählungen stellt sich die Bedeutung der Religion allerdings vielschichtiger dar als das Verhältnis zum traditionellen Normen- und Wertesystem, wie es im vorigen Abschnitt beschrieben wurde. Letzteres erscheint mehr als ein „äußeres“ und „kollektives“ Regelwerk, das klar definiert scheint, das gekannt, befürwortet oder kritisch betrachtet wird und wo das demonstrative Befolgen der tradierten Regeln gegenüber den anderen Mitgliedern der Gemeinschaft darüber entscheidet, ob das Leben „gut“ und „richtig“ gelebt wird. Glaube und Religiosität erscheinen deutlicher durch „verinnerlichte“ und „individuelle“ Vorstellungen geprägt. Natürlich gelten hier auch äußere Regeln, aber der eigene Anteil an der Formierung von religiösen Wertvorstellungen scheint höher, Emotionalität, Spiritualität und Individualität dürfen einen breiteren Raum einnehmen:

Selbst wenn man in einer muslimischen Familie geboren ist, man muss trotzdem seinen eigenen Weg zum Islam finden, zum Glauben. Was spürst du? Was glaubst du?



Ich habe meine Religion so gelernt. Ich passe mich immer an. [...] Ich nehme mir von der Religion die guten Sachen raus. Ich nehme mir von der Kultur die guten Sachen raus, ich nehme mir von der österreichischen Kultur die guten Sachen raus. Ich tue die guten Sachen zusammen, von dort und von dort und von da und die schlechten Sachen lasse ich auf der Seite.

Während die Gültigkeit gemeinsamer Kultur und Traditionen auf die tschetschenische Community insgesamt bezogen wird, werden Glaube und Religion viel stärker als Privatangelegenheit betrachtet:

Grundsätzlich ist es so, ich denke mir, es ist eine Sache zwischen mir und Gott und es gibt ehrlich gesagt keine anderen Beteiligten, weil ich für mein Handeln selbst verantwortlich bin, egal was es ist.

Zum Beispiel in unseren Freundeskreisen reden wir gar nicht über Religion. Religion ist meiner Meinung nach eine private Sache und über Politik reden wir auch nicht. Also das sind so zwei Themen, worüber wir gar nicht reden.

Diese Sichtweise fließt auch in die Tradierung von Werten ein, etwa bei der Kindererziehung:

Mir ist schon wichtig, dass sie die Sprache beherrschen, die Kinder. Bei der Religion bin ich jetzt nicht so. [...] Ich trage das jetzt nicht draußen herum, das möchte ich von meinen Kindern auch so. Im Herzen sollen sie glauben, aber niemandem damit auf die Nerven gehen. Das ist mir wichtig.

Im Privaten ermöglicht die Religion auch einen eigenen Weg zur Spiritualität, der unabhängig von den strengen Konventionen und Normen der tschetschenischen Tradition gelebt werden kann:

Aber für mich war Religion immer etwas Intimes und etwas Seelisches für mich. Für mich ist die Religion etwas Schönes, aber ich weiß auch – und ich mag das auch nicht –, dass die Religion falsch interpretiert und falsch dargestellt wird zu einem anderen Nutzen.

Die erzählten Perspektiven reflektierten die Idee, dass Glaube und Religion eine persönliche, aber auch eine kollektive Angelegenheit für die eigene Gruppe sind. Dabei besteht wie bei anderen Fragen zu Kultur und Tradition kein allgemeines Sendungsbewusstsein, das über die eigene Familie bzw. Community hinausgehen würde:

Wenn wir schon islamisch sind, sollen wir den Islam auch ausüben und leben. Das Gleiche ist auch beim Christentum. Die Christen machen ihre Sachen und wir machen unsere Sachen.

Die Religionsausübung selbst umfasst zunächst einmal den Besuch von Moscheen, wobei diese Verpflichtung von den an der vorliegenden Studie Beteiligten mitunter nicht allzu streng ausgelegt wird:



Ja, wir haben hier eine Moschee, aber leider ist meine Familie nicht so gerne dort. [...] Die Jüngeren gehen nicht so gern dahin. Für mich ist es wichtig, dorthin zu gehen, aber die Jüngeren gehen nicht so gern.

Wichtiger als der Besuch der Moschee wurde die Verrichtung der täglichen Pflichtgebete herausgehoben. In den Diskussionen untereinander räumten vor allem die Jugendlichen ein, dass sie ihr Bestes geben, diesen religiösen Verpflichtungen nachzukommen. Jedoch gestalten sich diese Bemühungen oft schwierig, da der christlich geprägte Rhythmus der Gesellschaft nicht immer leicht mit den religiösen Pflichten in Einklang zu bringen ist:

Ich lebe in einem christlichen Staat. Wenn ich mit christlichen Freunden aufwachse und hier generell viel mehr christlichen Sachen passieren, die wir nicht machen, dann ist es für uns ehrlich gesagt auch schwer. Aber zu Hause ist generell ist Islam. Also es ist schon schwierig, ganz ehrlich.

Trotz praktischer Schwierigkeiten wurden die täglichen Pflichtgebete von den Teilnehmenden als sehr wichtig erachtet. Für die Älteren unter ihnen kann dies auch einen entscheidenden Einfluss auf ihr Erwerbsleben haben, denn das Gebet ist für sie, ebenso wie das Kopftuch für viele gläubige Musliminnen, eines der zentralen religiösen Gebote. Die Möglichkeit, beten zu können, wird dann zu einem wichtigen Kriterium, um sich im Job wohlfühlen oder diesen überhaupt anzunehmen:

Aber was mir zum Beispiel auch wichtig ist, das Beten am Arbeitsplatz, ob es die Möglichkeit gibt, da habe ich immer nachgeschaut. Für mich war es immer so eine Sache, wenn ich ein Praktikum gemacht habe, wie spreche ich die Person darauf an, ohne dass man das irgendwie falsch versteht oder verdreht, weil Menschen sehr unterschiedlich darauf reagieren.

Ich bin Moslem und wir müssen fünfmal beten. Das ist für mich sehr, sehr, sehr wichtig. Ich habe mich sehr gefreut, als ich erfahren habe, dass es im Betrieb einen Gebetsraum gibt.

Wenn Dienstgeber:innen und Kolleg:innen Verständnis für dieses religiöse Gebot zeigen, lassen sich die Pflichtgebete offensichtlich gut in den Arbeitsalltag integrieren:

Übrigens noch ein Punkt, der so toll ist bei meinem neuen Job. Ich habe ja diese eine Stunde Pause, die mir gesetzlich zusteht, und ich kann sie mir aufteilen [...] Und die haben absolut null Problem damit, dass ich in der Pause in den leeren Besprechungsraum gehe und dort bete.

Ähnlich der allgemeinen Wertevermittlung spielt die Familie bei der religiösen Sozialisation eine wichtige Rolle, aber auch die individuelle Beschäftigung mit entsprechender Literatur, dem Koran und Quellen aus dem Internet im Bedürfnis, sich in religiösen Fragen weiterzubilden und dazuzulernen:



Wenn du Informationen auf Deutsch suchst, findest du nicht so viel. Oder du findest Sachen von Leuten, die sich nicht so gut auskennen. Es gibt sehr viele junge Muslime, die sich einen Content schaffen und auch eine kleine Menge von Zuschauern haben, die sich aber selbst nicht auskennen. Das kann dann ein bisschen ins Falsche geraten.

Sozialleben außerhalb der Familie

In Übereinstimmung mit den Ergebnissen einer quantitativen Befragung zu sozialer und normativer Des-/Integration der Statistik Austria (Statistik Austria, 2023b: 64 ff.) ist auch der Freundeskreis der an der vorliegenden Studie Beteiligten heterogen in Bezug auf den Herkunftshintergrund bzw. maßen sie diesem bei der Freundeswahl keine allzu große Bedeutung zu:

Ich habe wirklich auf meinem Weg mit supertollen Österreichern, also richtigen Österreichern zu tun. Ich habe verschiedene Freundeskreise. Also ich habe jetzt nicht nur tschetschenische Freunde, ich habe wirklich Leute aus verschiedenen Ländern.

Der nationale Hintergrund sei grundsätzlich nicht von großer Bedeutung, solange man sich verstehe und gemeinsame Interessen verfolge, dementsprechend gemischt seien auch die Freundeskreise. Diese werden vor allem auch durch die Gelegenheitsstrukturen der Lebenswelt bestimmt, sprich jenen Orten und sozialen Kontexten, an denen man sich am häufigsten aufhält und wo man in Kontakt mit anderen kommt, wie Schule, Ausbildungs- und Arbeitsplatz, Sportverein, aber auch Sprach- oder Wertekurs. Auch die Frage, ob man in einer mehr oder weniger urbanen Umgebung lebt, entscheidet darüber, mit wem man in Kontakt kommt und wie der Freundeskreis zusammenfindet. Zwischen den Generationen scheint sich in diesem Zusammenhang ein Wandel zu vollziehen, nicht in Bezug auf die Zusammensetzung von Freundeskreisen, sondern in Bezug auf ihren Stellenwert in der jeweiligen Lebensgestaltung. Während sich die erste Generation sehr auf die unmittelbare Kernfamilie fokussiert, erweitern die nachfolgenden Generationen ihre entsprechenden sozialen Kreise, wie z. B. das Zitat einer Tochter gegenüber ihrer Mutter verdeutlicht:

Meine Mutter sagte: „Wozu gehst du mit deinen Freunden aus. Du kannst mit deiner Familie sein.“ In Tschetschenien sind [sic!] deine Familie deine Freunde. Ich habe gesagt: „Freunde sind Freunde, also keine Blutsverwandten.“

Das Pflegen von Kontakten, Freundschaften, insbesondere auch jene mit Österreicher:innen, erscheint dabei auch als wesentliches Element der sozialen Integration. Das gelte insbesondere in der ersten Phase nach der Ankunft in Österreich:

Diese sozialen Kontakte sind ganz, ganz wichtig. Nicht einfach nichts tun und auf eine Aufenthaltsgenehmigung warten.



Vereinsleben und Freizeitgestaltung

Das Sozialleben der Teilnehmenden konzentriert sich vor allem auf die Familie und den Freundeskreis. Daneben spielen Sportvereine für die männlichen Teilnehmer eine wichtige Rolle. Manche verfolgen eine Karriere im Kampfsport als Berufs- und Lebensziel, ordnen ihr Leben dem harten Training unter und pflegen dementsprechend Kontakte hauptsächlich mit gleichgesinnten Sportlern. Andere spielen lieber Fußball, organisiert in Vereinen oder einfach zum Vergnügen. Für die meisten bleibt neben Ausbildung, Beruf, Familie, Sprach- und Wertekursen und/oder der organisierten Sportausübung nur wenig freie Zeit. Diese verbringen sie gern mit den Enkelkindern, Freunden, Kino, Lesen, Backen, Computerspielen oder Musizieren.

Tschetschenische Kulturvereine und Migrant:innen-Organisation sind zwar bekannt, wurden aber nur begrenzt genutzt. Hauptsächlich dienen sie als Anlauf- und Servicestelle für Bildungs-, Berufs- und Familienfragen. Einige sind bzw. waren selbst in der Gründung und Leitung solcher Vereine aktiv. Generell gesprochen bestätigt sich aber der Eindruck, dass die Selbstorganisation und das Vereinsleben verglichen mit anderen Communitys eher gering ausgebaut sind. Der Bedarf nach solchen Gelegenheiten und einem Ausbau der Strukturen vor allem für Jugendliche wird dabei durchaus gesehen:

Ich hätte auch zum Beispiel sehr gerne einen Jugendclub für muslimische Jugendliche. Einfach um diese Jugendlichen zu beschäftigen, damit sie nicht auf die schiefe Bahn kommen.

Identitätsbildung im Herkunfts- und Ankunftskontext

Insgesamt lässt sich aus den Erzählungen festhalten, dass die Teilnehmenden der vorliegenden Studie sich mit tschetschenischen Wurzeln und einer starken Verbindung zur tschetschenischen Kultur als Teil der österreichischen Gesellschaft fühlen und Österreich auch als ihr Zuhause betrachten. Sie sind schon viele Jahre in Österreich oder gänzlich in Österreich sozialisiert, haben ihren Lebensmittelpunkt und sind sich der besseren Lebensbedingungen und -chancen bewusst. Sie sind gern in Österreich:

Natürlich habe noch meine Kultur und natürlich habe ich auch meine Traditionen und alles. Aber mein Zuhause ist trotzdem Österreich.

Sonst ist alles perfekt. Ich habe heute mit meiner Verwandten darüber geredet, dass es in Europa besser ist, in Österreich zu leben als in anderen Ländern. Wir haben dieses Thema gehabt. Ja, in Österreich ist es sehr gut.

Die Verbindungen mit der alten Heimat reißen zwar nicht ab, werden aber mit den Jahren und über die Generationen schwächer:



Zum ersten Mal war ich letztes Jahr im Sommer in Tschetschenien unten, Urlaub machen. Und nach zwei Wochen war es mir schon genug, weil es ist nicht mehr meins, was dort ist. Ich bin das gewöhnt, das, was hier abläuft, und die Sachen, wie sie hier sind.

Stattdessen identifizieren sie sich mit ihrer spezifischen Identität als „Österreicher:innen mit tschetschenischem Hintergrund“ und fühlen sich damit wohl. Allerdings kann die Herausbildung einer solchen Identität für die Betroffenen auch mit erheblichen Herausforderungen und zum Teil schmerzhaften Zeiten der Verwirrung und Orientierungslosigkeit einhergehen:

Also das, was auf jeden Fall helfen würde, ist so psychische Hilfe für Migrantenkinder [...] Ich habe einfach nur das Gefühl, das Hauptproblem, das viele haben, die hier aufwachsen, ist so dieser komplette Identitätsverlust, dass man nicht weiß, wer man selbst ist, weil man einerseits eben als Tschetschene, Türke wie auch immer aufwächst, aber diese Kulturen komplett anders sind und dann steht man oft so zwischen zwei Welten.

Insbesondere junge Menschen könnten während dieser fordernden Prozesse von professioneller Betreuung und Begleitung mit interkultureller Kompetenz profitieren.

Kontakte zu Behörden und Vertrauen in die Institutionen

Nach den Ergebnissen des Integrationsmonitorings der Statistik Austria hatten russische Befragte hohes Vertrauen in das österreichische politische System und die österreichischen Institutionen (Statistik Austria, 2023a: 73). Bezüglich ihrer eigenen Lebenswelt berichteten die Teilnehmenden hauptsächlich über Kontakte und Erfahrungen mit den Institutionen Schule, öffentlichen Beratungs- und Betreuungsstellen, Sozial- und Jugendämtern, Gerichten und der Polizei. Ihre Erfahrungen erscheinen dabei ambivalent. Positiven Beispielen erfahrener Unterstützung und Hilfeleistungen stehen ebenso negativ empfundene Kontakte gegenüber. Durch ihre jeweils stark subjektive und biografische Färbung lassen sie sich weder im Hinblick auf das tatsächliche Geschehen noch für die Gruppe der Tschetschen:innen insgesamt generalisieren. Mit einiger Vorsicht sind aber gewisse Erfahrungsmuster zu erkennen, die jeweils in einer Reihe der berichteten Erfahrungen und Einschätzungen genannt wurden. Ein erstes scheint sich vor allem auf frühe Phasen des Aufenthalts in Österreich zu beziehen und ist durch Ohnmachtsgefühle in Bezug auf die eigene Position, eingeschränkte Kommunikationsmöglichkeiten und durch die Unkenntnis über das Funktionieren des österreichischen Systems gekennzeichnet. Entsprechende Kontakte wurden dabei als entwertend oder demütigend erlebt, wobei sich nicht immer erschließt, ob diese Eindrücke der eigenen schwachen Situation oder dem – absichtlichen oder unabsichtlichen – Verhalten der Behörden zuzuordnen sind:

Ich habe es als alleinerziehende Mutter nicht gemocht, zu Amtsterminen zu gehen, weil ich mich da immer gefühlt habe wie: „Oh, Sozialhilfebezieherin, ist ja klar. Typisch



Tschetschene. “ Mir war das immer peinlich. Ich dachte, das stimmt nicht. Aber weil das immer so wiederholt wurde, war es mir so unangenehm, zum Amt zu gehen.

Beispielhaft sind unter anderem der eigene niedrige sozioökonomische Status, das Gefühl, Bittsteller:in zu sein, und mangelnde Sprachkenntnisse, die dann dazu führen, dass bestimmte Erwartungen der Behörden etwa gegenüber dem Beibringen von Dokumenten und Informationen nicht erfüllt werden können. Ähnlich zu den bereits in Abschnitt zur Bildung 5.2 geschilderten Erfahrungen nehmen sich die Betroffenen selbst als defizitär wahr und erwarten, dass Behördenkontakte für sie vor allem demütigend sein werden. Vielleicht noch wichtiger sind Misstrauen und Furcht gegenüber öffentlichen Stellen, die auf den Erfahrungen in Tschetschenien beruhen mögen (ÖIF, 2022: 19 f.). Dort hatten sie von Behörden und Polizei niemals Gutes zu erwarten, was ihr Bild von diesen Institutionen nachhaltig geprägt haben dürfte:

Wir haben eine andere Beziehung zur Polizei, weil die Polizei war nicht auf unserer Seite. In Russland war das für mich so ungewöhnlich, zur Polizei zu gehen, die uns verfolgt, die uns tötet. Das war einfach so eine Beziehung mit null Vertrauen.

Vor diesem Hintergrund verbreiten sich Gerüchte schnell und weit und führen zu kaum gerechtfertigten Ängsten, die Einstellung und Handeln dennoch bestimmen:

Oft ist es ja auch so, die Mütter oder die Eltern, die trauen den Lehrern nicht. Die haben panische Angst vor dem Jugendamt, weil sie so viel gehört haben. Und dann haben sie Vorurteile, Ängste.

Das „Schlechte“ bezieht sich hier vor allem auf die Furcht, dass einem bei jeglichem Fehlverhalten oder „Auffallen“ umgehend das Sorgerecht für die Kinder entzogen werden könnte:

Dann hat man die Angst: Oh mein Gott, das heißt, wenn du vor Gericht gehst, kommt das Jugendamt und das Jugendamt sagt, das Kind kommt weg. Das ist echt eine reale Angst. Es wäre wichtig, diese Angst wegzunehmen, dass man nicht direkt denkt, Jugendamt sei gleich etwas Böses, oder jeder Mensch, der dir begegnet und fragt, wie der Umgang mit dem Kind ist, dir das Kind wegnehmen möchte. Da kommt ein bisschen ein verschwörungstheoretischer Mythos rein, wenn man Jugendamt hört. Jetzt verstehe ich, dass das nicht so schlimm ist, weil ich das jetzt geregelt habe.

Ein ähnliches Muster zeigt sich im Verhältnis zur Polizei:

Denn es war so, dass die Tschetschenen früher gar keine Polizei hatten. Und bei uns ist das so die größte Regel, dass man sich nicht an die Polizei wenden darf. Das ist so ein Tabu bei den Tschetschenen. Ich glaube, das muss man einfach selbst irgendwie überwinden.



Diese Haltung scheint sich über die Zeit jedoch zumindest teilweise zu ändern. Gerade tschetschenische Frauen berichten, dass sie zunehmend die Bereitschaft hätten bzw. den Mut aufbrächten, sich im Anlassfall oder angesichts einer Bedrohung auch an die Polizei zu wenden:

Heutzutage glaube ich, muss man die Polizei rufen. Früher war das unser Problem. Unsere Männer überlegten sich, was sie tun können, ohne die Polizei anzurufen. Aber in letzter Zeit, wenn schlechte Leute dich provozieren, musst du die Polizei anrufen. Das ist kein Problem, das ist erledigt.

Also die Frauen, glaube ich, trauen sich immer mehr, auf jeden Fall. Aber leicht ist es nicht, sich überhaupt da [zur Polizei, Anm.] hinzuwenden.

Die männlichen Jugendlichen Studienteilnehmer fühlten sich häufiger und zum Teil auch „aggressiver“ durch die Polizei kontrolliert und führten das auf das „schlechte Image“ der Tschetschen:innen insgesamt zurück. „Fremdbilder“ bezüglich der tschetschenischen Kultur aufseiten der Behörden können aber auch dazu führen, dass Betroffenen Schutz und Hilfeleistungen nicht in dem Maße zukommen, wie sie diese benötigen würden. So berichtete eine Frau aus ihrer Erfahrung, stellvertretend für andere Frauen, die ohnehin starke Tabus innerhalb der Community überwinden müssen, um etwa Fälle häuslicher Gewalt anzuzeigen, dass solche Stereotype im schlimmsten Fall dazu führen können, dass sie es nicht mehr wagen, auf Behörden zuzukommen:

Als ich eine Anzeige gemacht habe, sagte der Polizist: „Ihre Kultur ist eben so. Warum sind Sie hierhergekommen? Machen Sie sich das doch untereinander aus.“ [...] Deswegen wäre es gut, wenn solche Fragen zum Thema gemacht würden.

Stereotype, Diskriminierung, Rassismus und Stigmatisierung

Wie bereits aus den vorigen Kapiteln hervorgeht, haben nahezu alle Teilnehmenden persönliche Erfahrungen mit negativer Stereotypisierung, Diskriminierung und Stigmatisierung gemacht, allerdings weniger in Zusammenhang mit Behördenvertreter:innen als mit anderen Mitgliedern der Gesellschaft im Alltag, an der Schule, am Arbeitsplatz oder im öffentlichen Raum. Diskriminierung bezog sich in den berichteten Erfahrungen vor allem auf das sichtbare Tragen religiöser Symbole oder das Ausüben religiöser Praxis im Arbeitsumfeld, Erfahrungen negativer Stereotypisierung hingegen wurden eher an anderen Orten wahrgenommen. Wie bereits ausgeführt, umfasste dies auch Mobbing-Erfahrungen während der Schulzeit aufgrund von Herkunft, mangelnder Sprachkenntnisse oder geringem ökonomischen Status. Die Schilderungen zeugen auch davon, welchen Mut und welche unterstützenden Ressourcen es braucht, sich dagegen wehren zu können bzw. Lehrer:innen ins Vertrauen zu ziehen. Hier liegt vielleicht ein weiterer wichtiger Ansatzpunkt für eine Sensibilisierung gegenüber spezifischen tschetschenischen Lebenslagen innerhalb des österreichischen Regelsystems.



Schwieriger ist es naturgemäß, Erfolg versprechende Ansätze außerhalb des Verwaltungssystems, für Alltag und öffentlichen Raum, zu entwickeln, wo den Betroffenen das meiste an Stigmatisierung und Anfeindungen widerfährt bzw. widerfahren ist. Auf das Thema „Rassismus“ angesprochen erinnern sich die Teilnehmenden zuallererst an unerwartete und kränkende Begegnungen im Alltag. Diese hinterlasse Spuren, obwohl immer ergänzt wird, dass sie weder in Bezug auf die eigene Biografie noch auf das Leben in Österreich insgesamt verallgemeinert werden dürften. Sie betonen, dass ihnen auch viel Positives und große Unterstützung von Einzelpersonen und Systemen begegnet ist. Das Negative rühre vor allem von einer einseitigen Darstellung in den Medien her, die in Bezug auf Tschetschen:innen in der Regel immer nur die negativen Stereotype wiederholen würden:

Es wäre schön, wenn hin und wieder auch etwas Gutes berichtet wird. Aber nein, es wird nichts Gutes berichtet, auch wenn viele Gutes tun.

Gleichzeitig wurde aber auch von einer Verbesserung über die Jahre hinsichtlich der erlebten Anfeindungen vor allem im öffentlichen Raum berichtet:

Ich habe das Gefühl, dass sich in Wien auch sehr, sehr viel geändert hat. Vor allem auch die Menschen. [...] Mittlerweile habe ich kaum mehr solche Begegnungen. Wenn mich früher irgendein Radfahrer, der vorbeifährt, einfach beschimpft hat, passiert das jetzt selten. Damals war es täglich. Es war täglich, wirklich täglich: in der Straßenbahn, draußen, einfach beim Spazieren, beim Eisessen, überall. Jetzt passiert es nicht mehr so oft und in der Arbeitswelt kaum.

Frauen, die rassistische Beschimpfungen im öffentlichen Raum hinsichtlich ihres Kopftuchs oder der Anzahl ihrer Kinder erleben, stellen fest, dass sie solche Erfahrungen in Begleitung eines Mannes nicht machen. Aus diesem Grund ziehen sie es vor, in männlicher Begleitung das Haus zu verlassen, um sich vor solchen Anfeindungen zu schützen. Diese Verhaltensweise kann jedoch dazu führen, dass sie in ihrer sozialen Umgebung wiederum als Opfer einer patriarchalischen Herkunftskultur wahrgenommen werden, auch wenn sie in Wirklichkeit eine pragmatische Reaktion auf die erlebten Angriffe darstellt:

... dann gehen wir an denen vorbei und die Frau redet [...]: „Die können eh nichts außer Kinderkriegen. [...] Für sehr viel mehr sind sie eh nicht zu gebrauchen.“ [...] Die wissen ja, dass ich hier in dem Haus lebe, und wir sehen uns ja fast täglich [...].

Wenn ich mit meinem Mann bin, grüßen sie mich ja alle, auch der Chef. [...] Sobald ich alleine rausgehe mit den Kindern [...] begrüßt mich nicht, schaut mich an, geht vorbei, die anderen auch nicht, und sobald mein Mann dabei ist, werden wir immer begrüßt.



6 Zusammenfassung und Schlussfolgerung

6.1 Das familiäre Umfeld: Aufklärung und Anerkennung generationaler Dynamiken

Für das tschetschenische Selbstverständnis spielt die Familie eine zentrale Rolle. Sie ist entscheidend für die Bewahrung der Identität, des Zusammenhalts und der Werte. Dies formt wiederum das soziale Gefüge und die Beziehungen innerhalb der Familie und der Gemeinschaft. Die Familiendynamik ist maßgeblich von Kriegs- und Fluchterfahrungen und deren Auswirkungen geprägt. Der Umgang der Eltern mit diesen Erfahrungen und Fragen der (Neu-)Verortung und der Fremd- und Selbstzuschreibungen hat direkte oder indirekte Auswirkungen auf die gesamte Familie. Dies führt zu Veränderungen in den Familienkonstellationen. Insbesondere allein-erziehende Mütter stehen vor besonderen Herausforderungen und Mehrfachbelastungen. Sie tragen die alleinige Verantwortung für Erziehung, Haushalt und finanzielle Sicherheit der Familie, was eine große physische und emotionale Belastung darstellt. Die migrationsbedingten Veränderungen im familiären Gefüge bedeuten dabei den Verlust wichtiger emotionaler und praktischer Unterstützung im Alltag. Traditionelle Geschlechterrollen und fehlende Unterstützung bei der Neuverhandlung der Familienarbeit verstärken diese Belastungen. Gleichzeitig besteht der zusätzliche Druck, sich erfolgreich in die neue Gesellschaft einzufinden. All diese Faktoren können zu einer eingeschränkten Selbstfürsorge führen und das Wohlbefinden der Kinder beeinträchtigen, auf die mitunter kompensatorisch Verantwortung übertragen wird. Die Übernahme elterlicher Funktionen durch die Kinder kann einerseits positive Auswirkungen haben, aber auch zu Überforderung führen. In den berichteten Erfahrungen zeigt sich insgesamt ein Muster, bei dem Geschwister traditionellen Geschlechterrollen und der Rolle des Geburtsortes folgen, um kompensatorisch elterliche Funktionen zu übernehmen. Dies geschieht oft aufgrund von mangelnder Kommunikation und Berührungsängsten der Eltern gegenüber den Institutionen.

Eine direktere Kommunikation und aktive Einbindung der Eltern in die Arbeit von Kindergarten, Schule und Ausbildungsstätten, insbesondere der Mütter, könnte dazu beitragen, Misstrauen und Ängste abzubauen und Vertrauen aufzubauen, um eine verbesserte Zusammenarbeit zwischen Eltern, Geschwistern und Institutionen zu ermöglichen.

Die geschilderten Erfahrungen zeigen auch, dass Frauen erhebliche Belastungen durch Partnerschaftskonflikte erfahren. Das wird insbesondere dann deutlich, wenn sie sich aus unglücklichen Beziehungen lösen und sich mit Sorgerechtsfragen auseinandersetzen müssen. Frauen, die traditionell den Zusammenhalt, den Schutz und die Ehre der Familie verantworten, stehen vor besonderen Herausforderungen, wenn sie sich von solchen Beziehungen lösen. Sie werden mit sozialer Ausgrenzung konfrontiert, da ihre Entscheidung als Versagen hinsichtlich ihrer Rolle und Pflichten betrachtet wird. Das Ende einer Beziehung kann nicht nur den Verlust wirtschaftlicher und sozialer Sicherheit bedeuten, sondern auch den Verlust der vertrauten familiären Struktur und des gesellschaftlichen Ansehens, sowohl für die betroffene Frau selbst als auch für ihre



Familie. Frauen, die offizielle Unterstützungsdienste in Anspruch genommen hatten, betonten den außergewöhnlichen Mut, den es erfordert, diesen Schritt zu gehen, da sie sich damit gegen ihr familiäres Umfeld stellen und möglicherweise isolieren. In ihrem Lebensumfeld besteht allgemein mitunter eine besondere Distanz zu staatlichen Institutionen. Aufseiten der Frauen resultiert diese jedoch weniger aus Ablehnung oder negativen Erfahrungen, sondern eher aus einem mangelnden Verständnis davon, wie diese Institutionen funktionieren, oder dem Gefühl, dass ihre spezifischen Lebenskontexte dort nicht wirklich verstanden werden.

Daher ermutigen die Frauen zu einer verstärkten, generationenübergreifenden Aufklärung beider Geschlechter über die Rechtslage von Frauen und Männern, insbesondere im Bereich des Familienrechts, sowie über entsprechende Unterstützungsangebote. Zudem sollten kultursensible Ansätze gefunden werden, insbesondere auch für diejenigen Paare, deren Ehen nicht säkular geschlossen worden waren. Ebenso sollten Institutionen mehr Aufmerksamkeit geschiedenen Frauen widmen, um ihnen dabei zu helfen, sich vor (potenziellen) Bedrohungen seitens ihrer früheren Ehemänner zu schützen. Bessere Sensibilisierung, Aufklärung und Unterstützung durch Institutionen können dazu beitragen, das Vertrauen der Frauen zu gewinnen und ihnen dabei helfen, ihren eigenen Weg zu finden und ihre Rechte wahrzunehmen.

Gerade junge Tschetschen:innen würden in schwierigen Zeiten des Integrationsprozesses und Phasen der Neuorientierung von psychosozialer Betreuung und Begleitung mit interkultureller Kompetenz profitieren. Generell würden sich die Teilnehmenden der vorliegenden Studie von Behörden und öffentlichen Stellen ein Mehr an Bewusstsein und Offenheit gegenüber den Lebenslagen und dem kulturellen Hintergrund ihrer tschetschenischen „Klient:innen“ wünschen. Die jeweiligen Systeme hätten durchaus die richtigen und gut geschulten Ressourcen, es bedürfe aber manches Mal an zusätzlicher „interkultureller Kompetenz und Sensibilität“ und spezifischem Wissen um tschetschenische Hintergründe. Dieses ließe sich durch spezifische Weiterbildung verhältnismäßig leicht erwerben, was Begegnung und Arbeit in der Praxis sowohl für die Tschetschen:innen als auch für die Behörden entscheidend erleichtern würde.

Junge Mütter haben oft Schwierigkeiten, sich inmitten der Vielzahl an unterschiedlichen Beratungsangeboten und spezialisierten Unterstützungsleistungen zurechtzufinden. Dies führt mitunter zu Verwirrung und Überforderung, da sie unsicher sind, an wen sie sich mit ihren Anliegen wenden sollen und welche Bedingungen gelten.

Aus Sicht der jungen Mütter wären leicht zugängliche, mehrsprachige und in ihren (Internet-)Auftritten transparente Erstanlaufstellen, die bei der Navigation durch die unterschiedlichen Beratungs- und Unterstützungsdienste begleiten, eine wichtige Ressource. Da viele Kinder und Jugendliche, insbesondere aus konservativen Familienzusammenhängen, oft nicht über die Existenz von Beratungsinstitutionen informiert sind, wäre es hilfreich, relevante Aspekte in Kinderbetreuungs- und Bildungseinrichtungen zu integrieren. Um die Hürden für den Zugang zu



Information und Hilfe zu verringern, könnten damit befaste Expert:innen frühzeitig sowohl Kinder und Jugendliche selbst als auch die Betreuungs- und Bildungseinrichtungen sensibilisieren und über verfügbare, zielgruppenspezifische Unterstützungsmöglichkeiten informieren.

Hinsichtlich generationaler Veränderungen in den Familienwerten und Erziehungszielen legen die geschilderten Erfahrungen nahe, dass sich die in Österreich sozialisierte Generation aktiv mit den familienbezogenen Prägungen auseinandersetzt und bestrebt ist, einen ausgewogenen Weg zwischen sozialer Kontrolle, externen Erwartungen und ihren eigenen Aspirationen zu finden. Es zeigen sich unterschiedliche Perspektiven und mitunter Spannungen zwischen den Generationen, insbesondere in Bezug auf Erziehungsansätze, wobei die Teilnehmenden der jüngere Generation einen stärkeren Fokus auf individuelle Bedürfnisse in der Eltern-Kind-Beziehung zu legen scheinen. In der Ausrichtung ihres Ehelebens und ihrer Kindererziehung bedenken sie ihre eigenen Erfahrungen und sehen darin die größte Möglichkeit, Veränderungen für sich selbst und die nachfolgende Generation herbeizuführen.

Die berichteten Erfahrungen legen auch nahe, dass es wichtig ist, Maßnahmen zu fördern, die sicherstellen, dass Familien, insbesondere solche mit Kindern, angemessene Unterstützung und Ressourcen erhalten, um die mannigfaltigen Herausforderungen der Integration erfolgreich zu bewältigen. Die Anerkennung und Wertschätzung der generationalen Veränderungen sowie ein ganzheitlicher, kontextbezogener Ansatz, der sowohl die Integration der Eltern als auch die der Kinder gleichermaßen priorisiert, scheinen dabei zielführend.

6.2 Die Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitswelt: Stigmatisierung überwinden und Chancengleichheit fördern

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die berichteten Erfahrungen mit dem „System Schule“ von Gefühlen des „Nichtgenügens“ in Bezug auf Sprachkenntnisse und andere Wissensvorräte, des Fremdseins, der kulturellen Distanz, der Stereotypisierung und der Ausgrenzung geprägt sind. Gleichzeitig wurden aber auch viele positive Erfahrungen insbesondere im Hinblick auf Hilfe und Unterstützung durch das System und seine Vertreter:innen berichtet. Dennoch erscheint die Schule in der Lebenswelt kein „warmer Ort“ zu sein, sondern einer, der eher als „kalt“ und mitunter feindselig empfunden wird. Gefühle der Zurücksetzung und des Nicht-Verstanden-Werdens erschweren das Überwinden von Sprachbarrieren und Bildungsdefiziten zusätzlich. Der Fokus auf den Abbau von Sprach- und Lerndefiziten ist naturgemäß sinnvoll und wichtig. Gleichzeitig werden entsprechende Erfolge aber durch ökonomische Benachteiligung und Ausgrenzungserfahrungen erschwert.

Aufklärungsarbeit und mehr Diskussion an den Schulen zu, aber vor allem auch mit der Zielgruppe könnten dazu beitragen, Stereotype zu reduzieren und ein positives Selbstbild zu steigern, was wiederum den Schul- und Ausbildungserfolg fördern würde.



Fluchthintergrund, ethnische Zugehörigkeit, fehlende Sprachkenntnisse und geringer sozio-ökonomischer Status machen tschetschenische Kinder und Jugendliche zu einer in der „Lebenswelt Schule“ argwöhnisch betrachteten und mitunter ausgegrenzten Gruppe. Die Kinder und Jugendlichen selbst erleben sich als stigmatisiert, was teilweise zu aggressivem Verhalten, viel öfter aber zu Rückzug, Isolation und der Verinnerlichung eigener Defizite führt. Die Eltern, die das österreichische Bildungs- und Ausbildungssystem weder kennen noch verstehen und selbst mit der Sicherung der eigenen und familiären Existenz ausgelastet sind, können oft keine Hilfestellung leisten. Mangelndes Zutrauen der Kinder in ihre eigenen Fähigkeiten, das in der Schule seinen Anfang nimmt, setzt sich dann in der Phase der weiterführenden bzw. beruflichen Ausbildung fort, verringert Resilienz und Durchhaltevermögen und beeinflusst damit auch Entscheidungen in Richtung besserer Qualifikation. Das gilt aber beileibe nicht für alle Angehörigen der Gruppe der Tschetschen:innen. Wenn eigene Motivation und Initiative, Förderung durch die Eltern und Unterstützung durch Lehrer:innen in Schule oder Berufsschule zusammentreffen, „beißen sich die Kinder und Jugendlichen durch“ und durchlaufen oft beeindruckende Bildungsbiografien.

In weiten Teilen spiegeln die berichteten lebensweltlichen Erfahrungen in Bezug auf Schule und Ausbildung jene anderer Flüchtlings- und Migrant:innen-Gruppen wider. Dementsprechend lassen sich auch viele Schlussfolgerungen der kontextbezogenen Literatur auf diese Gruppe anwenden, wie etwa jene der bereits zitierten Studie von Biffel et al. (2014) zum „Einfluss sozialer Netzwerke auf Bildungs- und Berufsentscheidungen von Jugendlichen“, jene der Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung zu „Lebenswelten Jugendlicher mit Migrationshintergrund in Deutschland“ (Arnold & Maier, 2010) oder jene der Studie des ICMPD zu den „Lebensperspektiven junger Asyl- und Schutzberechtigter in Österreich“ (ICMPD, 2019a).

Eine Ausnahme bilden dabei vielleicht die besonders ausgeprägten Stigmatisierungserfahrungen, die junge Tschetschen:innen in Österreich machen.

In Bezug auf die Zielgruppe sollte noch stärkeres Augenmerk auf Aspekte der sozialen Integration in der Lebenswelt Schule gelegt werden. Ein Mehr an Diskussion in der Schule in Hinblick auf den Abbau von Stigmatisierung und die Anerkennung tschetschenischer Biografien und Lebenswirklichkeiten könnten dazu beitragen, die Fremd- und Selbstwahrnehmung als Defizitgruppe zu reduzieren und damit auch den Schul- und Ausbildungserfolg fördern.

Entscheidend für Letzteres ist auch der Ausbau von Maßnahmen und Angeboten zur stärkeren Sensibilisierung der tschetschenischen Eltern für die Bildung und Berufsbildung ihrer Kinder und der betreuenden Begleiter:innen beider Gruppen während des Bildungs- und Berufsausbildungsweges. Die Eltern haben großen Einfluss auf Bildungs- und Ausbildungsentscheidungen, aber selbst oft keine hinreichenden Kenntnisse über das Wesen und die Erfordernisse des österreichischen Systems. Einerseits geht es um niederschwellige Information und ein Erklären des Bildungssystems und der Ausbildungswege. Niederschwellige Information im Internet könnte



bei der entsprechenden Orientierung eine wichtige Rolle spielen. Hierbei ist noch einmal auf die besondere Bedeutung der formellen Lehrausbildung hinzuweisen, deren Absolvent:innen ungleich bessere Lebenschancen vorfinden als bloße Pflichtschulabsolvent:innen, ein Umstand, der aber vielen tschetschenischen Jugendlichen und Eltern nicht ausreichend bewusst zu sein scheint.

Andererseits geht es aber auch um das Schaffen längerfristiger Begleitung und Moderation von Entscheidungsfindung und Umsetzungsprozessen. Die grundsätzliche Orientierung und die weiteren Bildungs- und Ausbildungswege der Kinder und Jugendlichen selbst würden sehr von speziell geschulten Vertrauenslehrer:innen und/oder Bildungsmentor:innen profitieren, die wiederholt mit den Eltern sprechen und den Kindern und Jugendlichen arbeiten. Das gilt besonders für Tschetschen:innen der zweiten Generation, die nicht auf dasselbe Beratungs- und Betreuungsangebot zurückgreifen können wie Flüchtlinge und Migrant:innen der ersten Generation. Wichtig wäre hier auch der Ausbau aufsuchender Angebote, die Jugendliche auch außerhalb der Schule z. B. an Orten und Institutionen der offenen Jugendarbeit erreichen bzw. mit jenen von ihnen in Kontakt treten, die bereits aus dem Schul- bzw. Ausbildungssystem herausgefallen sind (siehe auch: Biffel et al., 2014: 109).

Aufgrund schlechterer Startbedingungen und eines vergleichsweise hohen Drucks, rasch Geld zu verdienen, steht zu befürchten, dass tschetschenische Jugendliche auch in Zukunft häufiger die Schul- bzw. Berufsausbildung abbrechen als andere Personen im Vergleichsalter. Durch das Ausbildungspflichtgesetz von 2016 bleibt Jugendlichen bis 18 Jahre der Zugang zu einer Lehrstelle bzw. alternativen Qualifizierungsangeboten – beispielsweise im Rahmen der überbetrieblichen Lehrausbildung – vergleichsweise lange offen.⁶

Dennoch wäre der Ausbau zielgruppenspezifischer und berufs- bzw. erwerbstätigkeitsbegleitender Maßnahmen zum Wiedereinstieg in die qualifizierte Berufsausbildung wünschenswert. Wie auch die Interviews im Rahmen der vorliegenden Studie zeigen, erschließt sich für viele Angehörige der Zielgruppe der Wert profunder Schul- und Berufsbildung erst zu einem Zeitpunkt, wo sie diese bereits vor geraumer Zeit abgebrochen haben bzw. wo sie bereits von niedrig qualifizierter Arbeit in Anspruch genommen werden. Ohne Unterstützung von außen werden viele von ihnen diese Situation(en) nicht überwinden können.

Was die Erwerbsbeteiligung von tschetschenischen Frauen betrifft, decken sich Herausforderungen und mögliche Antworten weitgehend mit jenen für Frauen mit Fluchterfahrungen insgesamt. Gezielte und begleitende Berufsberatung, Förderung von Spracherwerb und Sprachpraxis im Fall von Defiziten, Erwerb von IT-Nutzer:innen-Kenntnissen, Sichtbarmachen informell

⁶ Bundesgesetz, mit dem die Verpflichtung zu Bildung oder Ausbildung für Jugendliche geregelt wird (Ausbildungspflichtgesetz – APFIG)



erworbener Kompetenzen, Empowerment, Sicherstellung von räumlicher Mobilität (für Bewerbungsgespräche und zum Erreichen des Arbeitsplatzes) und umfassende Kinderbetreuung sind die mittlerweile wohl bekannten Maßnahmen, die je nach Aufenthaltsdauer und Bedarf auch den tschetschenischen Frauen in Österreich helfen würden. Ein besonderer Ansatz soll an dieser Stelle dennoch hervorgehoben werden, nämlich die Modularisierung von Ausbildungsangeboten. Grundsätzlich orientieren sich die österreichischen Ausbildungswege an der „idealtypischen“ Lebenssituation von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die noch im elterlichen Haushalt leben und keine Betreuungspflichten haben. Gerade Frauen mit Fluchterfahrung bzw. finanzschwachem Hintergrund können aufgrund familiärer Verpflichtungen und fehlender materieller und Netzwerkressourcen die Voraussetzung für eine lineare Ausbildung nur schwer zu erfüllen. Auch die weiblichen Teilnehmerinnen der vorliegenden Studie würden modularisierte Ausbildungsangebote, bei denen eine festgelegte Zahl von Modulprüfungen die Abschlussprüfungen der linearen Ausbildungen ersetzt, den Zugang zu einer qualifizierten Ausbildung erleichtern. Daneben könnte überlegt werden, den Pflichtschulabschluss bei einigen Pilotberufen in die Lehrausbildung zu integrieren, um auch Frauen ohne einen solchen den Zugang zu einer qualifizierten Ausbildung zu ermöglichen. Davon würden dann auch die jungen männlichen Schulabbrecher profitieren (siehe auch: Perchinig, B. & Perumadan, 2023: 143).

Um das erhebliche Diskriminierungsrisiko zu reduzieren, das aus dem Tragen eines Kopftuchs resultiert, könnte stärkere Aufklärungsarbeit für Unternehmer:innen angeboten werden, was die rechtlichen Verpflichtungen aus dem Gleichbehandlungsgesetz (GIBG) hinsichtlich des Verbots von Benachteiligungen aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit und Religion betrifft. Nach den erzählten Erfahrungen der Betroffenen sind es aber nicht unbedingt Vorurteile aufseiten der Dienstgeber:innen, die zu Ablehnungen von Bewerbungen oder Kündigungen führen, sondern Befürchtungen hinsichtlich negativer Kund:innen-Reaktionen und geschäftlicher Einbußen. Hier wäre es wichtig, die Unternehmen selbst besser zu vernetzen, um einen Erfahrungsaustausch hinsichtlich allfälliger negativer und positiver Erfahrungen zu fördern. So ist etwa im Einzelhandel das Kopftuch zum Teil und seit geraumer Zeit durchaus üblich. Die diesbezüglich gemachten Erfahrungen bzw. erprobten Ansätze im Fall von Problemen könnten hilfreich sein, Bedenken auch in anderen Unternehmen zu verringern (siehe auch: ICMPD, 2019a: 155 f.).

Ein letzter Punkt ergibt sich aus der biografischen Situation einer Reihe von berichteten Erfahrungen – vor allem von Frauen, die als durchaus exemplarisch für die Tschetschen:innen insgesamt angesehen werden kann. Gerade die lang aufhältigen Frauen haben oft eine Lebensphase erreicht, wo die Verantwortung für die Kinder weniger wird oder endet und wo sie zum ersten Mal seit der Ankunft in Österreich Zeit zur Verfügung hätten, um sich weiterzubilden bzw. noch einmal den Beruf zu wechseln. Sie träumen dabei von Veränderungen, die sich mit relativ geringen Mitteln und Zusatzqualifikationen erreichen ließen. Mangelnde Kenntnisse über Ausbildungsangebote und eine gewisse Schwellenangst, diese in der zweiten Lebenshälfte noch



einmal in Anspruch zu nehmen, verhindern dann doch, dass bestehende Ambitionen auch tatsächlich umgesetzt werden. Niederschwellige Information, Kooperation mit den Unternehmen sowie passgenaue und berufsbegleitende Weiterbildung könnten sehr positiv dazu beitragen, diese Lebensträume Wirklichkeit werden zu lassen und damit auch die für jede alternde Gesellschaft notwendige Höherqualifizierung der Erwerbsbevölkerung.

6.3 Soziales Umfeld, Sichtweisen und Werthaltungen

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie bestätigten die Bedeutung traditioneller und tradierter Wert- und Verhaltensvorstellungen in der Lebenswelt der Tschetschen:innen in Österreich. Diese Wertordnung, neben der Religion, basierend auf dem traditionellen Normen- und Wertesystem (Adat), gelte dabei nur für die Tschetschen:innen selbst und nicht für andere Gruppen in der Gesellschaft. Die jungen Männer sehen diese Regeln als ein Gebot, an das sie sich halten *müssen*, aber auch halten *wollen*. Das unbedingte Befolgen wird so zu einem wichtigen Lebensziel, das über Ansehen und Status entscheidet, aber auch darüber, ob man den eigenen Erwartungen an eine „gelungene“ Lebensführung gerecht wird. Traditionelle Wertvorstellungen und Geschlechterrollen nehmen mitunter auch stillschweigend häusliche Gewalt in Kauf.

Hier brauche es, so die Teilnehmenden, viel mehr Aufklärung, schon vom Kindergarten an, dass Gewalt gegenüber Frauen und Kindern nicht zu entschuldigen sei, aber vor allem auch kultursensitive Beratung, die es Frauen aus einem konservativen Kulturkreis, wo der Ruf der Familie zum Teil über dem Schutz von Frauen und Kindern steht, erleichtert, Unterstützung und Hilfe in Anspruch zu nehmen. Daneben bedürften Geschlechterverhältnisse, Rollenbilder und ein überzogenes Verständnis von Männlichkeit einer Neuorientierung und an dieser sollte laut den Teilnehmenden auch aktiv innerhalb der Community gearbeitet werden. Den „Älteren“ komme dabei eine wichtige Rolle zu. Die Erfahrung aus der Praxis zeige, dass ihnen am ehesten zugehört werde und es ihnen am besten gelänge, falsche Bilder und Vorstellungen zu korrigieren.

In diesem Zusammenhang kommt auch ein weiterer Aspekt der tschetschenischen Community zum Tragen, nämlich ein relativ schwach ausgeprägtes Vereinswesen und ein geringer Organisationsgrad der Community. Dadurch fehlen institutionalisierte Begegnungsorte sowohl innerhalb der Community als auch zwischen der Community, öffentlichen Stellen und anderen Teilen der Gesellschaft. Das Fördern einer Infrastruktur, die solche Begegnungen ermöglicht, könnte für stärkere und besser strukturierte Kommunikation sorgen und damit auch für den wechselseitigen Abbau von Informationsdefiziten und Stereotypen.

Die Religion steht für viele an der vorliegenden Studie Teilnehmenden an „erster Stelle“. Sie wird dabei aber regelmäßig als Privatsache bezeichnet, die man selbst lebe, aber niemandem sonst aufzwingen wolle, weder inner- noch außerhalb der tschetschenischen Community. Zwei Aspekte scheinen in diesem Zusammenhang wichtig. Erstens – und trotz des Primats des Privaten in der Religionsausübung – gibt es zwei religiöse Gebote, die für gläubige Tschetschen:innen kaum



„verhandelbar“ sind: das Tragen des Kopftuches für die Frauen und die täglichen Pflichtgebete. Die Möglichkeit, beten zu können, wird somit zu einem zentralen Kriterium, um sich im Job wohlfühlen bzw. diesen überhaupt annehmen zu können. Beispiele aus den Interviews zeigen, dass es gut gelingen kann, diese Gebote in den Arbeitsalltag zu integrieren, ohne die Abläufe zu behindern.

Eine Analyse von Best-Practice-Beispielen bzw. der Austausch mit Unternehmen, die mit dieser Frage erfolgreich umgegangen sind, könnte einen wichtigen Beitrag zur erfolgreichen Arbeitsmarktintegration von Tschetschen:innen leisten.

Religiöse Gebote und Vorstellungen werden vor allem von den Eltern an die Kinder weitergegeben. Daneben scheint ein hohes Bedürfnis zu bestehen, sich in religiösen Fragen weiterzubilden und dazuzulernen. Entsprechende Online-Kurse im Internet werden häufig genutzt, haben aus Sicht der Nutzer:innen aber oft nicht die erforderliche Qualität oder verbreiten Fehlinterpretationen.

Neutrale und qualitätsgeprüfte Informationsangebote, vor allem auf Deutsch, mittlerweile Muttersprache für die meisten Angehörigen der Zielgruppe, könnten diesen Informationsbedarf auf konstruktive Weise abdecken.

Tschetschen:innen in Österreich sehen sich insbesondere in Bezug auf religiöse Symbole und Praktiken stigmatisiert und mit Alltagsrassismen in Schulen, am Arbeitsplatz und vor allem auch im öffentlichen Raum konfrontiert. Die Schaffung eines größeren gesamtgesellschaftlichen Bewusstseins für ihre Lebenssituation und eine ausgewogenere Darstellung und Wahrnehmung derselben könnten die bezüglich dieser Gruppe besonders akzentuierten Vorurteile abbauen helfen.



7 Literaturverzeichnis

- Adensamer, E. (2012). *Das tschetschenische Familienrecht im Spannungsfeld zwischen russischem Recht, Scharia und Adat* [Diplomarbeit]. Universität Wien.
- Ager, A., & Strang, A. (2008). Understanding Integration: A Conceptual Framework. *Journal of Refugee Studies* 21(2): 166–191.
- Albert, C. D. (2023). Towards a general theory of ethnic conflict: Explaining identity and violence in Chechnya. *International Journal of Security Studies & Practice*, 3(1), 2. <http://ijssp.ung.edu>.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2016). *Diskriminierungsrisiko von muslimischen Frauen mit Kopftuch auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Dokumentation des Fachgesprächs am 30.05.2016*.
https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/Dokumentationen/fachgesprach_kopftuch_arbeitsmarkt.html.
- Arnold, N., & Maier, W. (Hrsg.) (2010). *Lebenswelten Jugendlicher mit Migrationshintergrund. Herausforderungen und Perspektiven*. Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.
- Arrich, R., Albaner, B., Embacher, A., Jäger, N., Niederer, E., Ogris-Stumpf, G., & Wintersteiger, J. (2018). „Schule ist nicht so meins.“ *Lebenswelten bildungsbenachteiligter Jugendlicher in Kärnten*. Pädagogische Hochschule Kärnten.
- Biffi, G., Zentner, M., & Skrivaneck, I. (2014). *Der Einfluss sozialer Netzwerke auf die Bildungs- und Berufsentscheidungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund mit Schwerpunkt auf Wien und Vorarlberg*. Donau-Universität Krems.
- BKA. *Nationaler Aktionsplan für Integration: Bericht*. Bundeskanzleramt Österreich.
- Bohnsack, R. (2010). *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden*. 8., durchg. Opladen [u. a.]: Budrich.
- Böker, K., & Zölch, J. (2017). Geschwisterbeziehungen aus intergenerationaler Perspektive im Kontext von Migration. In: *Intergenerationale Qualitative Forschung* (S. 209–226). Springer VS Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11729-0_12.
- Bourdieu, P. (1979). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt (Suhrkamp). Original: *La distinction. Critique social du jugement*. Paris 1977 (Editions de Minuit).
- Bourdieu, P. (1983). Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*, VdB, S. 183–198.
- Brandstetter, V. (2010). *Russische Föderation: Frauen in Tschetschenien. Analyse der Staatendokumentation*. BAA, Bundesasylamt Republik Österreich.



- Brickner, I. (2018). Tschetschenen – ein Volk im Ausnahmezustand. *Der Standard*.
<https://www.derstandard.de/story/2000080024348/tschetschenen-volk-im-ausnahmezustand>.
- Bundesgesetz, mit dem die Verpflichtung zu Bildung oder Ausbildung für Jugendliche geregelt wird (Ausbildungspflichtgesetz – APfIG) (StF: BGBl. I Nr. 62/2016). (2023).
<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20009604#:~:text=Paragraph%20eins%2C,14%20und%2014a%20B%20DVG>.
- Chereji, Ch.-R., & Sandu, C. (2021). Kazakhstan: Adat – the Traditional Conflict Management Mechanism in Central Asia. *Conflict Studies Quarterly* (34), Jänner 2021: 3–19.
- Cremer, M. (2017). *Angekommen und integriert? Bewältigungsstrategien im Migrationsprozess*. Frankfurt/New York: Campusverlag.
- Cremer, M. (2023). Wie hältst Du es mit der Religion? Junge Deutschtschetschen*innen über Glauben, Tradition und Gemeinschaft. *ufuq.de*. <https://www.ufuq.de/aktuelles/wie-haelst-du-es-mit-der-religion-junge-deutschtschetscheninnen-ueber-glauben-tradition-und-gemeinschaft>.
- Dietrich, D. (2009). Psychotherapie tschetschenischer Flüchtlinge. In: Schinnerl, H., & Schmidinger, T. (Hrsg.), *Dem Krieg entkommen? Tschetschenien und TschetschenInnen in Österreich* (S. 220–237). Verein Alltag Verlag.
- Eckert, F., & Beyer, J. (2014). Die Lebensentwürfe von Beschäftigten, deren betriebliche Lebenswelt und alltägliche Lebensgestaltung im Fokus von Innovationsfähigkeit und Nachhaltigkeit. *WAO Soziologie*, 4, D1–25.
- Elliesie, H., Foblets, M. C., Sadyrbek, M., & Jaraba, M. (2019). *Konfliktregulierung in Deutschlands pluraler Gesellschaft: „Paralleljustiz“? Konzeptioneller Rahmen eines Forschungsprojekts*. Max Planck Institute for Social Anthropology Working Papers 199. Halle/Saale: Max Planck Institute for Social Anthropology.
- Europäische Kommission/EACEA/Eurydice (2019). Integration von Schülern mit Migrationshintergrund an Schulen in Europa: nationale politische Strategien und Maßnahmen. In: *Eurydice-Bericht*. Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Union.
- Feininger, A. (2020). Auftragsmorde in Österreich? Tschetschenen fürchten um ihr Leben. *BR-Nachrichten*. <https://www.br.de/nachrichten/deutschland-welt/auftragsmorde-in-oesterreich-tschetschenen-fuerchten-um-ihr-leben,SVnKsUW>.
- Fernandez de la Hoz, P. (2002). *Migrantenfamilien und Integration in den EU-Mitgliedstaaten: Bericht der Europäischen Beobachtungsstelle zur sozialen Situation, Demographie und Familie: Bd. Nr. 10*. Österreichisches Institut für Familienforschung.



- Flotzinger, M., Liebeswar, C., Schmied, G., Stark, M., & Steiner, K. (2021). Gewalterfahrungen von Frauen mit Migrationshintergrund im Kontext von Covid-19. In: *ÖIF-Forschungsbericht*. Österreichischer Integrationsfonds.
- Forstner, K., Kernbeiß, G., Münz, R., & Wagner-Pinter, M. (2019). *Erwerbsverläufe von Migrant/innen aus der EU, aus Drittstaaten und von Flüchtlingen aus Syrien, Afghanistan und der Russischen Föderation im Vergleich: Eine Analyse der Zuwanderungsjahrgänge 2007, 2011 und 2016 unter besonderer Berücksichtigung von Asylwerber/innen und Flüchtlingen*. Österreichischer Integrationsfonds. <https://www.integrationsfonds.at/mediathek/mediathek-publikationen/publikation/forschungsbericht-erwerbsverlaeufe-von-migrant-innen-212>.
- Gangl, K., Götzelmann, A., & Zelenskaya, J. (2009). Studie zu Situation und Status russischer Staatsangehöriger tschetschenischer Herkunft in österreichischer Grundversorgung. Forschungsbericht. Wien: IOM Wien.
- Gefken, A. (2012). Sozialkapital und soziale Ungleichheit. Theorien und Forschungsstand. Working Paper SW 2012-2, WISO, Hamburg: Universität Hamburg.
- Geißler, R. (2016). Sozialstrukturanalyse – von Klassen und Schichten zu sozialen Milieus. *Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg: Der Bürger im Staat, Heft 2/3*, 96–107.
- Gendron, R. (2009). Alternative Dispute Resolution in the North Caucasus. *Caucasian Review of International Affairs*, 3(4), 333–341.
- Gleichbehandlungsanwaltschaft (2018). *Kopftuch am Arbeitsplatz: Kurzinformation der Anwaltschaft für Gleichbehandlung*.
- Gogolin, I. (2011). Generationenbeziehungen aus der Perspektive interkultureller Bildungsforschung: Migranteltern als Bildungspartner. In: Eckert, T., Von Hippel, A., Pietraß, M., & Schmidt-Hertha, B. (Hrsg.), *Bildung der Generationen* (S. 185–195). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Güngör, K., Zandonella, M., Hoser, B., & Sützl, V. (2019). Junge Menschen mit muslimischer Prägung in Wien: Zugehörigkeiten, Einstellungen und Abwertungen. In: *Österreichischer Integrationsfonds*. Österreichischer Integrationsfonds.
- Güngör, K., Assad, Even M., Weigl, A. (2023). Grundkonzept eines Monitorings zur Erfassung des-/integrativer Entwicklungen in Migrationsmilieus. In: ÖIF (Hrsg.), *Gesellschaftlicher Zusammenhalt und Segregation* (S. 25–59). Österreichischer Integrationsfonds.
- Güngör, K., Zentner, M., Assad, E. M., & Seidl, T. (2023). Jugendliche Submilieus in urbanen Räumen. In: ÖIF (Hrsg.), *Gesellschaftlicher Zusammenhalt und Segregation* (S. 110–175). Österreichischer Integrationsfonds.
- Hofinger, V., & Schmidinger, T. (2017). *Wege in die Radikalisierung: Wie Jugendliche zu IS-Sympathisanten werden (und welche Rolle die Justiz dabei spielt)*. Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie. https://www.uibk.ac.at/irks/publikationen/2020/pdf/endbericht_wegeradikalisierung_final.pdf.



- Hofmann, M., Bilger, V., & Üllen, S. (2015). *Familiengründungsmigration, Heiratsverhalten und Integration von Drittstaatsangehörigen in Österreich (FAMINT)*. ICMPD.
- Hosner, R., Vana, I., & Khun Jush, G. (2017). *Integrationsmaßnahmen und Arbeitsmarkterfolg von Flüchtlingen und subsidiär Schutzberechtigten in Österreich: Forschungsbericht des FIMAS-Projekts*. ICMPD.
- Huinink, J. (2009). Familienleben und Alltagsorganisation. *Informationen zur politischen Bildung, Heft 301*. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/familie-und-familienpolitik-301/8023/familienleben-und-alltagsorganisation/>.
- ICMPD (2019). *Lebensperspektiven minderjähriger und junger erwachsener Asyl- und subsidiär Schutzberechtigter (PERSPEKT)*. ICMPD.
- Jaimoukha, A. (2005). *The Chechens. A handbook*. London u. New York: Routledge Curzon, Taylor & Francis Group.
- Johnson, H. (2009). Ritual, Strategy, and Deep Culture in the Chechen National Movement. In: *Critical Studies on Terrorism*, 1(3): 321–342.
- Karla, V. (2012). „Heimat“- (Re-)Konstruktionen anerkannter Flüchtlinge in Wien – transnationale Beziehungen und Handlungen im Alltag von tschetschenischen Frauen [Diplomarbeit]. Universität Wien.
- Kindler, M., Ratcheva, V., & Piechowska, M. (2015). Social networks, social capital and migrant integration at local level – European literature review –. *Institute for Research into Superdiversity*, 6/2015.
- King, V., & Koller, H.-C. (2009). Adoleszenz als Möglichkeitsraum für Bildungsprozesse unter Migrationsbedingungen. Eine Einführung. In *Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund* (2. Aufl., S. 9–26). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kobzeva, V. I. (2022). *Forms of Authority, Social and Symbolic Boundaries: Chechen Diaspora and Diasporic Organizations in Austria* [MA Thesis]. Central European University.
- Kohl, K., Jäkel, J., & Leyendecker, B. (2015). Schlüsselfaktor Elterliche Beteiligung: warum Lehrkräfte türkischstämmige und deutsche Kinder aus belasteten Familien häufig als verhaltensauffällig einstufen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 27(2), 193–207. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-445465>.
- Kohlenberger, J., Heyne, S., Rengs, B., & Buber-Ennsner, I. (2022). *Soziale Inklusion geflüchteter Frauen: Zur Rolle der Familie und Familienarbeit*. Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783748931331>.
- Krampl, P. (2010). *Transnationale Aktivitäten von (anerkannten) Flüchtlingen am Beispiel der TschetschenInnen in Wien: Formen und Einflussfaktoren* [Diplomarbeit]. Universität Wien.



- Kraus, B. (2006). Lebenswelt und Lebensweltorientierung. Eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft. *Kontext. Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie*, 37(2), 116–129.
<https://doi.org/10.25656/01:12387>.
- Kropiunigg, U., Kasbauer, E., & Schläffer, E. (2016). *Zwischen zwei Welten: Väter und Söhne: Der Transitprozess von der Migration in die Integration*. Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz.
- Kuschej, H., Angleitner, B., & Kirchner, S. (2018). *Kriminalität von Tschetschenen in Österreich: Quantitative und qualitative Dimensionen. Sozialer und gesellschaftlicher Kontext*. Institut für Höhere Studien. <https://irihs.ihs.ac.at/id/eprint/4903/1/ihs-report-2018-kuschej-et-al-kriminalitaet-tschetschenen-oesterreich.pdf>.
- Kvedaravicius, M. (2008). Dreaming conspiracies: Experiencing the law in post-Soviet Chechnya [Paper]. In *10th Biennial Conference of the European Association of Social Anthropologists, Ljubljana*.
- Langthaler, H. (2009). Tschetschenische Fluchtmigration nach Österreich. In: Schinnerl, H., & Schmidinger, T. (Hrsg.), *Dem Krieg entkommen? Tschetschenien und TschetschenInnen in Österreich* (S. 165–177). Verein Alltag Verlag.
- Lauß, B. (2016). *The representation of Chechens in Austrian print media* [Diplomarbeit]. Universität Wien.
- Layton, K. S. (2014). *Chechens: Culture and Society First*. Palgrave Macmillian.
- Leyendecker, B., & Schölmerich, A. (2007). Kindheit und Jugend – independente und interdependente Orientierungen. In: Trommsdorff, G., Birbaumer, N.-P., & Graumann, C. F. (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C, Theorie und Forschung, Serie 7, Kulturvergleichende Psychologie, 2, Erleben und Handeln im kulturellen Kontext* (S. 557–597). Hogrefe.
- Loury, G. C. (1977). A dynamic theory of racial income differences. In: Wallace, P. A., & LaMonde, A. M. (Hrsg.), *Women, minorities and employment discrimination*. (S. 153–188) Heath Publishers.
- Luchterhandt, O. (2008): Rechtsbewusstsein und Rechtsverständnis. In: von Gumpfenberg, M.-C., & Steinbach, U. (Hrsg.), *Der Kaukasus. Geschichte – Kultur – Politik*. München: Verlag C. H. Beck, S. 244–253.
- Luchterhandt, O. (2000). Tschetscheniens Versuch nationaler Unabhängigkeit: innere Ursachen seines Scheiterns. In: IFSH (Hrsg.), *OSZE-Jahrbuch 2000*, Baden-Baden, S. 189–212.
- Luimpöck, S. (2018). *Erwerbsbiografien tschetschenischer Flüchtlinge. Krieg, Flucht, Asylverfahren und Integrationserwartungen als biografische Mehrfachzäsur* [Dissertation]. Universität Hildesheim.



- Luimpöck, S., & Wild, G. (2020). Inszenierung und Diskriminierung: Der öffentliche Raum als Schauplatz diskursiver Stigmatisierung und Benachteiligungsbewältigung. In: Diebäcker, M., & Wild, G. (Hrsg.), *Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im öffentlichen Raum*, (S. 115–131). Springer VS Wiesbaden.
- Lukasiewicz, K. (2011). Chechen-ness reconstructed – family life questioned. In: E. Nowicka (Hrsg.), *The Politics of Culture*. Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego.
- Mahne-Bieder, J., & Hilpert, M. (2016). Religiöse Diversität in der (post-)modernen deutschen Gesellschaft. In: *Springer eBooks* (S. 515–530). https://doi.org/10.1007/978-3-658-08853-8_47.
- Malek, M. (2008). Understanding Chechen Culture. In: Janda, A., Leitner, N., & Vogl, M. (Hrsg.), *Chechens in the European Union*.
- Mayring, P. (1997). *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken* (6. Aufl.). Deutscher Studienverlag.
- Mereu, F. (2002). *War destroyed Chechnya's clan structure*. Radio Free Europe-Radio Liberty. 4. Jänner 2002.
- Nauck, B. (1997). Migration and intergenerational relations: Turkish families at home and abroad. In: Isajiw, W. W., & Perera, T. (Hrsg.), *Multiculturalism in North America and Europe. Comparative perspectives on interethnic relations and social incorporation* (S. 435–465). Canadian Scholars Press.
- ÖIF (2022). Menschen tschetschenischer Herkunft in Österreich: Martin Hofmann, Simone Langanger, Miriam Katharina Heß, Almut Rochowanski, Andreas Holzer, Maynat Kurbanova und Aleksandra Tulej im Gespräch mit Köksal Baltaci. *Perspektiven Integration 1/2022*. https://www.integrationsfonds.at/fileadmin/user_upload/OeIF_Persp-1-22_Tschetschenen-WEB.pdf.
- Perchinig, B., & Perumadan, J. (2023). *Arbeitsmarktintegration von geflüchteten Frauen in Österreich, Deutschland und Norwegen: Empfehlungen für Integrationsprojekte*. ICMPD.
- Preitler, B. (2013). Psychotherapie mit schwer traumatisierten tschetschenischen Flüchtlingen in der „Festung Europa“. In: Feldmann, R. E., & Seidler, G. H. (Hrsg.), *Traum(a) Migration: Aktuelle Konzepte zur Therapie traumatisierter Flüchtlinge und Folteropfer* (S. 167–181). Psychosozial-Verlag.
- Preyser, S. M. (2012). *Tschetscheninnen in Niederösterreich. Identitätskonstruktion von Müttern im Exil* [Diplomarbeit]. Universität Wien.
- Raubisko, I. (2011). „A lot of blood is unrevenged here“: Moral disintegration in post-war Chechnya. In: Zigon, J. (Hrsg.), *Multiple moralities and religions in post-Soviet Russia* (S. 92–118). Berghahn Books.



- Sadyrbek, M. (2018). *Legal pluralism in Central Asia: local jurisdiction and customary practices*. Central Asian Studies. New York: Routledge.
- Saric, E. (2023). Jugendliche Submilieus in urbanen Räumen. In: *Gesellschaftlicher Zusammenhalt und Segregation* (S. 178–185). Österreichischer Integrationsfonds.
- Schmidinger, T., & Schinnerl, H. (2009). Tschetschenien: Gesellschaft und Geschichte. In: Schinnerl, H., & Schmidinger, T. (Hrsg.), *Dem Krieg entkommen? Tschetschenien und TschetschenInnen in Österreich* (S. 13–44). Verein Alltag Verlag.
- Schlichting, U. (1995). Tschetschenien – Krieg im Kaukasus: Hintergründe, Dimensionen und Perspektiven. *Sicherheit Und Frieden (S+F) / Security and Peace*, 13(1), 45–55.
- Scholl, G., & Hage, M. (2004). Lebensstile, Lebensführung und Nachhaltigkeit. *Schriftenreihe des IÖW*, 176(04).
- Scholten, P., Pisarevskaya, A., & Levy, N. (2022). An Introduction to Migration Studies: The Rise and Coming of Age of a Research Field. In: *Introduction to Migration Studies. IMISCOE Research Series* (S. 3–24). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-030-92377-8_1.
- Schütz, A., & Luckmann, T. (1984). *Strukturen der Lebenswelt*. Suhrkamp.
- Severing, E. (2014). Weiterentwicklung von Berufen – Herausforderungen für die Berufsbildungsforschung. In: Severing, E., & Weiß, R. (Hrsg.), *Berichte zur beruflichen Bildung: Weiterentwicklung von Berufen – Herausforderungen für die Berufsbildungsforschung* (S. 5–10). W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG.
- SINUS Markt- und Sozialforschung GmbH (o. D.). *Sinus-Migrantenmilieus*. Sinus Institut. <https://www.sinus-institut.de/sinus-milieus/migrantenmilieus>.
- Sipos, M. (2019). „We are all brothers here”: The making of a life by Chechen refugees in Poland. *Population Space and Place*. <https://doi.org/10.1002/psp.2276>.
- Souleimanov, E. (2014). An ethnography of counterinsurgency: kadyrovtsy and Russia's policy of Chechenization. *Post-Soviet Affairs*, 31(2): 1–24. – Proof-File.
- Stadlmayr, M. (2012). *Arbeitsmarktintegration und Dequalifizierung von Menschen mit Migrationshintergrund* [Dissertation Kurzfassung]. Johannes Kepler Universität Linz.
- Statistik Austria (2022a). Bevölkerung in Privathaushalten nach Migrationshintergrund. In: *Tabellensammlung Migrationshintergrund 2022*. <https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/bevoelkerung/migration-und-einbuengerung/migrationshintergrund>.
- Statistik Austria (2022b). Migration & Integration: Zahlen. Daten. Indikatoren 2022. In: *Statistisches Jahrbuch*. https://www.statistik.at/fileadmin/publications/Migration_Integration_2022.pdf.



- Statistik Austria (2023a). Kurzbericht über die Ergebnisse des Bildungsbezogenen Erwerbskarrierenmonitorings (BibEr) im Auftrag von BMAW und AMS für die Schuljahre 2008/09 bis 2018/19. In: *Bildungsbezogenes Erwerbskarrierenmonitoring – BibEr*. https://www.statistik.at/fileadmin/pages/275/bibEr-Kurzbericht2022_barrierefrei.pdf.
- Statistik Austria (2023b). Quantitative Befragung zu sozialer und normativer Des-/Integration. In: *Gesellschaftlicher Zusammenhalt und Segregation* (S. 110–175). Österreichischer Integrationsfonds.
- Strasser, A. (1998): „Das Krebsgeschwür der Kriminalität“: Ein ethnologischer Beitrag aus diskursanalytischer Sicht zum Tschetschenienfeindbild in der russischen Regierungszeitung „Rossijskaja Gazeta“ vor der Invasion 1994. [Diplomarbeit]. Universität Wien.
- Strasser, E., Kraler, A., Bonjour, S., & Bilger, V. (2009). Doing family. *The History of the Family*, 14(2): 165–176. doi: 10.1016/j.hisfam.2009.02.005.
- Sugaipova, M. M., & Wilhelmsen, J. (2021). The Chechen post-war diaspora in Norway and their visions of legal models. *Caucasus survey*, 9(2): 140–158. <https://doi.org/10.1080/23761199.2021.1872242>.
- Szczepanikova, A. (2012). Becoming more conservative? Contrasting gender practices of two generations of Chechen women in Europe. *European Journal of Women's Studies*, 19(4): 475–489. <https://doi.org/10.1177/1350506812466611>.
- Ten Dam, C. (2020). [Chechen Clans and Other Kin Groups in Times of War and Peace: Definitions, Types, Saliencies and Need for Further Research](#). *Forum of EthnoGeoPolitics* (8/2): 213–282.
- Trojer, P. (2014). *Lebenswelten tschetschenischer Flüchtlinge in Österreich* [Diplomarbeit]. Universität Wien.
- Uslucan, H.-H. (2017). Solidarpotenziale in der Migration: Familien als Orte sozialer Integration. In: Verband binationaler Familien und Partnerschaften (Hrsg.), *Potenziale interkultureller Familien* (S. 6–9).
- Vatchagaev, M. (2016). Chechen Diaspora Suffers as West Seeks Common Ground With Moscow on Fighting Terrorism. *Eurasia Daily Monitor*, 13(157). <https://www.refworld.org/docid/57f3ae524.html>.
- vhW (Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V.) (2018). *Migranten, Meinungen, Milieus Vhw Migrantenmilieu Survey 2018*.
- vhW (Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V.) (2021). Praxisleitfaden: Milieuwissen für die Stadtentwicklung und Stadtplanung. In: *VhW-Schriftenreihe 24*.
- Welzel, C. (2009). Werte- und Wertewandelforschung. In: Kaina, V., Römmele, A. (Hrsg.), *Politische Soziologie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91422-0_5.



- Weiss, H., & Unterwurzacher, A. (2007). Soziale Mobilität durch Bildung? – Bildungsbeteiligung von MigrantInnen. In: H. Fassmann (Hrsg.), *2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006* (S. 227–241).
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2016). *Migration und Familie: Kindheit mit Zuwanderungshintergrund*. Springer VS Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-12237-9>.
- Witzel, A. (1989). Das problemzentrierte Interview. In: G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 227–256). Asanger.
- Witzel, A. (1996). Auswertung problemzentrierter Interviews. Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobl, R., & Böttger, A. (Hrsg.), *Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews* (S. 49–76). Nomos.

Diese und alle weiteren Publikationen des ÖIF
stehen unter [integrationsfonds.at/publikationen](https://www.integrationsfonds.at/publikationen)
zum Download bereit.

www.integrationsfonds.at